Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 46 Leipzig, den 17. November 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jenseitiges Leben — Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode — Reliquien — Geistige Bande. Ein Wort für England — Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie — Glaubst du, daß Gott um deines Gebetes willen seinen Weltplan ändert? — Verschiedenes: Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission; Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi; Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel; Religion und Christentum; Wessenberg und seine Zeitgenossen; Bischof Johann Augusta und Philippine Welser; Des Kaisers Rede in Damaskus — Anzeigen: Kirchennot in Deutschostafrika; Goßners Mission

Jenseitiges Leben

Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Matth. 28,20.

1

Wir standen am Ziel unsrer Sehnsucht. Oft schon hatten wir, meine Frau und ich, von der äußersten Ecke unsers Gartens aus sehnsüchtig nach den blauen Höhenzügen geblickt, die bei klarer Luft aus weiter Ferne lockend zu uns herüber grüßten. Wie schön müßte es sein, so hatten wir dann wohl zu einander gesagt, einmal einige Tage so recht frei und sorglos dort in den Wäldern und Bergen herumzustreifen, heraus aus der öden, einförmigen Ebene, heraus aus der täglichen Mühsal in Haus und Beruf, um Herz und Auge zu laben an Gottes Wunderwerken. Und nun hatten wir uns endlich für einige Wochen frei gemacht.

Gegen Abend eines warmen Tages saßen wir allein im Garten einer kleinen Sommerwirtschaft am Saum eines Waldes. Die sinkende Sonne spann ihr rotgoldnes Netz über Wälder und Berge. Mit Entzücken schweifte das Auge über das anmutige Thal, durch das wir heraufgestiegen waren zum Walde, dem Geburtsort des muntern Flüßchens, das dort unten lustig durch die Wiesen sprang, zwischen den freundlichen Gärten des hübschen Städtchens hindurch, über das allmählich die Schatten des Abends heraufgezogen kamen. In der Ferne hörten wir fröhliche Stimmen. Langsamen Schrittes, aber munter plaudernd kehrten von den nahen Kornfeldern die Schnitter heim.

Daheim wird die Ernte wohl auch begonnen haben, meinte meine Frau, hoffentlich fällt sie überall gut aus!

Dem Deichbauer will ich es besonders wünschen; nach dem schweren Jahr, das sie hinter sich haben, ists den Leuten doppelt nötig.

Es ist wirklich eine Freude, zu sehen, wie der Mann von Tag zu Tag von seiner Krankheit sich erholt.

Ob die kleine Anna ihrem Großvater wohl noch die Lieder vorsingt, die sie bei uns gelernt hat?

Ich habe mir rechte Mühe gegeben mit den Kindern. Du glaubst gar nicht, wie ich mich freue, im Winter wieder mit den Mädchen zu singen. Das bewahrt sie doch auch vor manchem Bösen.

Sicherlich; und du weißt auch, wie gern ich mit den jungen Burschen etwas Aehnliches beginnen möchte. Ich muß immer denken an den blonden Thor; welch hübscher Junge, und wie verkommen schon mit seinen siebzehn Jahren!

Wie mags unserm eignen Jungen noch einmal gehen! Hoffentlich entbehrt er uns nicht allzusehr in dieser Zeit! Wenn er nur seine rechte Pflege hat!

Die gute Tante wird schon ihr Möglichstes thun. Aber — es ist wahr — man sehnt sich doch nach seinen Kindern — und nach seiner Arbeit — — —

Wir schwiegen beide. Die schöne Welt um uns her war vergessen. Mit unsern Gedanken, mit unsern Herzen weilten wir fern in der Heimat, wie so oft schon während dieser Tage, ohne es gegenseitig auszusprechen.

2

Allmählich war die Dämmerung gekommen. Ein Stern nach dem andern tauchte am hellen Nachthimmel auf. Funkelnd stand die Venus über dem dunklen Walde. Andächtig schauten wir empor.

Glücklich, wer, dem Staub der Erde und ihren Sorgen und Plagen entronnen, zu jenen lichten Welten emporschweben könnte! Leise hatte meine Frau es vor sich hingesagt, wie im Gespräch mit sich selber. Dann fuhr sie, zu mir gewendet, fort: Gewiß werden die Geister der Abgeschiedenen auch darin ihre Seligkeit finden, jene unendlichen Welten kennen zu lernen, die uns auf Erden unerreichbar sind.

Es mag wohl sein, erwiderte ich; doch glaube ich kaum, daß es sie dort lange fesseln wird.

Nicht fesseln? Du meinst, ihre Seligkeit wird es sein, Gott zu schauen und Jesum Christum zu erkennen von Angesicht zu Angesicht. Gewiß, aber . . . .

Sie werden Gott schauen wollen, nicht bloß wie er ist, sondern auch wie er wirkt.

Das meine ich eben. Sie werden Gott erkennen, wie er sich offenbart im unermeßlichen Weltall. Die unausdenkbare Fülle von Leben dort in der endlosen Sternenwelt anbetend zu erforschen — das wird ihre Wonne sein.

Sicher; aber nicht die höchste. Des Wanderns durch die Räume des Weltalls wird der Menschengeist wohl bald müde werden. Mit Macht wird es ihn wieder hinabziehen — zur Erde.

Zur Erde?

Dorthin, wo er seine Lieben verlassen hat, wo seine Nachbarn wohnen, wo seine Freunde weilen. Alle, mit denen er hier zusammen gelebt, mit denen er gelacht und geweint, mit denen er gearbeitet und gelitten hat, sie werden ihn mit Macht an unsichtbaren Fäden wieder herziehen, und zwar um so unwiderstehlicher, je inniger ihr Zusammenleben war.

So sollten die Lebenden noch Gewalt haben über die Abgeschiednen?

Sicherlich, nur daß die Lebenden selber nichts davon wissen, so wenig, wie in diesem Augenblick unsre Nachbarn und Kinder daheim wissen, daß sie uns anziehen — nur daß unser Körper dem Fluge des Geistes nicht folgen kann.

Aber sollten wirklich die alten Verhältnisse auf Erden uns später noch so wichtig sein? Man sehnt sich doch oft so sehr heraus aus dem Druck und der Enge und der Nichtigkeit dieser irdischen Welt!

Ja, so wie wir uns aus unsrer einförmigen Ebene und

alltäglichen Geschäftigkeit heraussehnten nach diesen blauen Bergen und grünen Wäldern —

Und jetzt mit unsern Gedanken und unserm Herzen schon wieder daheim sind — — ich glaube dich zu verstehen — —

Es scheint mir ganz natürlich. Wo wir unser Leben lang gewirkt und gestrebt haben mit aller unsrer Kraft, mit der ganzen Hingebung unsrer Seele, wofür wir gekämpft und gelitten, gesorgt und gebetet haben, was wir geliebt und erhofft haben — das können wir nicht plötzlich verlassen, das kann uns nimmer gleichgiltig werden.

Ob wir denn wohl noch beständig von unsern heimgegangnen Lieben umgeben sind?

Wo sollten sie sonst weilen?

Im Himmel — bei Gott —

Ist Gott nicht überall? Baut er nicht sein Reich ebenso gut auf Erden, wie auf dem Mars oder Jupiter oder irgend einem andern Himmelskörper? Und das mit ganzer Seele zu verfolgen, wie sein Reich auf Erden wächst, wie es unter den hier lebenden Bekannten und Lieben sich ausbreitet, wie es in ihnen wächst und erstarkt und ihre ganzen Lebensverhältnisse in allen Stücken mehr durchdringt — sollte das nicht den Heimgegangnen am nächsten liegen? Und heißt das nicht auch: bei Gott sein? Heißt es nicht: im Himmel sein? Jansen

---

Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode

Es giebt wenig Menschen, bei denen — namentlich in spätern Jahren — sich nicht der Wunsch geregt hätte, den geheimnisvollen Schleier, der über dem Tode liegt, wenigstens etwas zu lüften. Zwar gilt es in gewissen Kreisen für unangemessen, über den Tod zu reden; aber die, die dies Kapitel aus der gesellschaftlichen Unterhaltung verbannen wollen, können in stillen Stunden dennoch sich dessen nicht erwehren, daß sie sich über den Tod Fragen stellen. Dazu bleibt Niemand, der ein gesundes Lebensgefühl hat, völlig frei von Anwandlungen der natürlichen Todesfurcht. Nur wer den gegenwärtigen Augenblick genießt und den Tod sich als etwas Fernes denkt — eine entfernte Gefahr fürchtet man ja im Augenblick nicht —, oder wer stumpf und gedankenlos durch das Erdenleben hindurchgeht, mag das leugnen. Sogar der Selbstmörder, der sich — oftmals durch eigne Schuld — in einem krankhaften, unnatürlichen, teilweise unzurechnungsfähigen Zustande befindet, legt dafür Zeugnis ab. Jener Mann steht im Begriff, in selbstmörderischer Absicht in den tiefen Schloßgraben zu springen; aber als die Schildwache, die aufmerksam geworden ist, auf ihn zu schießen droht, wenn er hinabspringe, läßt er im letzten Augenblick davon ab. Auch der Freidenker kennt Todesfurcht, wenn auch vielleicht nur die Furcht vor dem, was man Todeskampf oder Agonie nennt, vor den Zuständen, die dem Tode unmittelbar vorausgehen, vor den Leiden vor und bei dem Sterben. Darum wünschen so viele Menschen einen plötzlichen, unbewußten, durch nichts sonderlich angekündigten Tod. Sie sehen es für ein Glück an, wenn er so eintritt; denn sie fürchten beides, das leibliche und das seelische Leiden beim Herannahen des Todes. Nach ihrer Ansicht ist es auch stets das Richtige, wenn der Arzt dem Patienten, wenn es zum Sterben geht, seinen Zustand verbirgt, ihn über die Zukunft völlig im Ungewissen läßt. Die Praxis mag vielfältig dem entsprechen. Obs richtig ist, ist eine andre Frage.

Alle diese Gedanken werden durch ein Schriftchen hervorgerufen, das in siebenter Auflage erschienen ist und damit den Beweis liefert, wie viele Menschen darnach verlangen, über das Sterben Auskunft zu erhalten. Noch dazu ist es ein Arzt, der hierüber redet, ein Universitätsprofessor! Und dazu spricht er vom christlichen Standpunkte des Glaubens aus so milde und überzeugend, ohne alle Aufdringlichkeit, daß man doppelt gern seinen Ausführungen folgt*).

*) Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. Von Dr. med. E. Hornemann, Oberarzt am königlichen Krankenhause zu Kopenhagen. 7. Auflage. Neuntes Tausend. Gotha, Schlößmann. 1898.

Der Verfasser hat eine sehr bedeutende ärztliche Praxis hinter sich. Aus ihr heraus erklärt er, daß es ihm unverständlich sei, wenn Aerzte dem Todkranken die Gefahr geflissentlich verbergen. Er behauptet, daß er mit jeder Wahrhaftigkeit in diesem Punkte stets nur gute Wirkung hervorgebracht habe, ja in mehreren Fällen eine besonders wohlthuende, Ruhe und Frieden bringende Wirkung. Eine Dame, die an einer unheilbaren Krankheit litt, geriet allmählich in eine ungeduldige Stimmung, in der sie dem Arzte Vorwürfe machte. „Es muß doch irgend Etwas geschehen können, damit ich wieder aufkomme!" Der Arzt antwortete: „Liebe Frau, wer hat denn gesagt, daß Sie wieder aufkommen werden?" Und von da an wurde sie geduldig. Abgesehen davon, daß z. B. wegen der Ordnung der Familienverhältnisse der Arzt sich geradezu verpflichtet fühlen muß, dem Todeskandidaten die Wahrheit nicht zu verheimlichen, macht die Erinnerung an das Abscheiden dem Kranken nur einen wohlthätigen ethischen Eindruck. Unser Arzt erzählt, wie oft er diese Wahrnehmung gemacht habe. Er sagt, das Gefühl der Todesnähe ändre und kläre den innern Sinn, während die äußern Sinne, namentlich auch die Empfänglichkeit für Schmerzen, unter der graduellen Abnahme der Lebensfunktionen sich abstumpfen.

Für den Christen kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Liebe Gottes gerade auf dem Sterbebette mächtig an der Seele des Menschen arbeitet. Die Beobachtung bestätigt das in manchen Erscheinungen. Unser Verfasser bemerkt, er habe an dem Sterbebette manches Zweiflers und Freidenkers gestanden und ganz unbefangen vom Tode und dem ewigen Leben geredet — kein Einziger habe den Zweifel und die Gottesleugnung bis ans Ende festgehalten. Gewiß werden Viele, die sich jahrelang im Zustande religiösen Zweifels befanden, dahinsterben, ohne die Lösung gefunden zu haben. Aber es ist doch auch gewiß, daß Viele in ihren letzten Augenblicken sehen, was sie bis dahin nicht gesehen haben. Die Hülle des Irdischen zerreißt oder wird ihrem Auge durchsichtig, sodaß sie ihren Blick auf die Dinge der höhern Welt nicht mehr hindert und verwirrt.

Hornemann wurde in der Cholerazeit 1853 zu einem jungen Arzte gerufen, der ein Opfer seines Berufs geworden war. Es schien, als ob er dem Tode schon verfallen sei; er selbst fühlte es, obwohl er am Tage vorher noch freudigen Lebensmut gehabt hatte. Er redete ihm freundlich zu und sprach von dem Vertrauen auf Gott und dem ewigen Leben. Der junge Arzt schwieg und reichte nur dankbar die Hand. Er war bis dahin Atheist gewesen. Man meinte, daß jene Worte wohl vergeblich geredet seien; aber der Verfasser sagt, er habe Grund zu der Annahme, daß seinem Patienten beim Nahen des Todes der innere Sinn geöffnet sei, und daß er, der redlichen Sinns gekämpft und die Wahrheit gesucht habe, manches, was ihm bis dahin verborgen geblieben, nunmehr anders angesehen habe.

Gewiß sind nicht alle Freidenker derselben Art. Es giebt solche, die lange Zeit umsonst einen festen Glaubensstandpunkt zu gewinnen suchen. Ihr scharfer Verstand und zugleich ihr lauterer Charakter hält sie ebensosehr vom Aberglauben wie von Heuchelei zurück. Sie tragen ihren Mangel an Glauben nicht zur Schau, sie sind auch weit entfernt, den Glauben Andrer zu schmähen oder Proselyten machen zu wollen. Andre dagegen brüsten sich mit ihrem Atheismus, sehen jeden Gläubigen als Idioten oder Heuchler an, spotten über ihn und machen Propaganda für den Unglauben. Und doch ist nicht daran zu zweifeln, daß Gottes Stimme auch zu solchen Menschen gerade auf dem Sterbebette ernst redet, und daß ihnen der Todeskampf noch zum Heile dienen kann. Freilich bewährt sich das innere Leben jener Ungläubigen par excellence, denen der Glaube kaum mehr als eigensinnige und verblendete Rechthaberei war, auf dem Sterbebette am allerwenigsten.

Soviel ist gewiß, daß die psychologischen Vorgänge im Innern des Menschen vor seinem Tode ganz eigenartig sind. Bekannt sind jene Erzählungen von Leuten, die sich in dem Gefühl unmittelbarer Todesnähe, z. B. in der äußersten Gefahr des Ertrinkens, befanden und in solchem Momente ihr ganzes vergangnes Leben mit seinen tausendfachen Erfahrungen, Führungen, Handlungen bis auf kleine, längst vergessene Einzelheiten plötzlich in blitzheller Klarheit wie mit einem Blicke überschaut haben.

H. Schubert (Geschichte der Seele) meint, daß die Seele da durch Entziehung aller Sinnesäußerungen gleichsam ihrer Hülle entblößt und von dem Leibe entkleidet werde, und daß dann visionäre Zustände in merkwürdigster Weise eintreten:

Die betrachtende Seele überblickt alsdann gleich dem schwebenden Vogel zugleich und mit einem Male die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen, die sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und allmählich erfährt. — Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigentümlichen Flug genommen, so vermag ihren Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnerung ebensowenig zu folgen wie ein vierfüßiges Tier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen ist hier eine ganz andre als dort.

Unser Verfasser spricht über alle diese Dinge mit großer Reserve. Eins aber hebt er mit Bestimmtheit hervor, das er durch genaue ärztliche Beobachtung bestätigt gefunden hat. Wenn nämlich so viele Menschen vor dem, was man den leiblichen Todeskampf zu nennen pflegt, eine besondre Furcht haben, so hält er diese Furcht in den meisten Fällen für unbegründet. Allerdings treten oft Erscheinungen auf, die einem heißen und qualvollen Kampfe gleichen und auf die Anwesenden, die an dergleichen nicht gewöhnt sind, erschütternd und ängstigend wirken. Und ein gewisser Kampf zwischen den erhaltenden und zerstörenden Lebenskräften findet auch statt und endigt damit, daß die letztern siegen, sodaß die Zentralorgane für die Blutzirkulation und Nerventhätigkeit stocken und das Leben damit aufhört. Er kann kürzer oder länger dauern. Selbst nachdem der Blutumlauf gehemmt ist und die Thätigkeit des Gehirns aufgehört hat, kann man noch krampfhafte Zuckungen und dann wieder einen langgezognen röchelnden Ausatmungslaut (das sog. Todesröcheln) sehen und vernehmen. Aber das ist nur eine Art galvanischer Reflexbewegungen, die bald in vollständige Muskelerschlaffung übergehen. Trotz alledem ist der eigentliche Todeskampf schmerzlos. Wenn der Tod sich nähert, lassen die Schmerzen nach, und sie hören gänzlich auf, wenn der Todeskampf beginnt. Unser Verfasser wenigstens behauptet aufs festeste, daß die Agonie, der Uebergangszustand zwischen Leben und Tod, ein leiblich schmerzensfreier Zustand sei.

Er erzählt dazu unter anderm dieses Erlebnis. Er wurde zu einem Freunde gerufen, dessen leiblicher Zustand derartig war, daß man das Schlimmste befürchtete. Der Kranke lag mit halboffnen Augen da, während nur das Weiße des Auges sichtbar war wie bei Sterbenden, dazu kalt und ohne daß der Puls zu fühlen war. Jedoch hielt das Bewußtsein noch an. Auf eine Anrede erwiderte der Kranke mit lächelndem Munde, daß er wohl wisse und fühle, wie es jetzt zum Sterben gehe; er sterbe wohlgemut und ruhig. Da der Erzählende sich vorstellte, sein Freund möge mit Bekümmernis an Frau und Kinder und ihre unversorgte Zukunft denken — er besaß kein Vermögen —, so äußerte er gegen ihn: er solle der Seinen wegen getrost sein, für sie werde gesorgt werden. Der Sterbende aber fühlte diese Sorge gar nicht; ruhig und fast heiter nahm er Abschied. Am späten Abend desselben Tages schickte die Gattin des Freundes aufs neue zu unserm Arzte mit der Bitte, er möge schnell kommen. In dem Zustande des Leidenden war eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Die Gefahr war überstanden, die Besserung trat rasch ein. Später bestätigte er aufs bestimmteste, daß er sich jedes Wortes, das damals zu ihm gesprochen wurde, genau erinnere. Er wunderte sich selbst darüber, daß er keine eigentliche Sorge noch Kümmernis darüber empfunden habe, daß er Frau und Kinder verließ. Er fügte hinzu, er habe eine gewisse wohlthätige Ruhe empfunden; dazu sei gleichsam sein inneres Auge klarer gewesen als sonst.

Wenn so unser Arzt mit der Beobachtung, daß der leibliche Todeskampf schmerzlos sei, den Menschen eine Beruhigung gewährt, so fügt er freilich mit um so größerm Ernste hinzu, daß es mit dem geistigen Todeskampf eine andre Sache sei. Ob dieser leicht oder schwer sei, das hänge von dem sittlichen Seelenzustande ab, über den der Arzt nichts sagen könne.

Teichmann

Reliquien

Auch Helden und Heilige sind der Vergänglichkeit unterworfen. Keine Bewunderung, keine Verehrung, keine Liebe vermag sie auf Erden zurückzuhalten. Das zurückbleibende Geschlecht steht trauernd da. Es möchte festhalten, was sein war. Es sammelt die Ueberreste des Lebens, dessen es sich freute.

Es ist nur zu natürlich, daß man sich nicht trennen kann von der sterblichen Hülle derer, die man lieb hatte. Da die Seele entflohen ist, möchte man wenigstens den Leib erhalten. Uralt ist die Kunst und Sitte des Einbalsamirens. Aber eine Mumie ist doch kein Ersatz für einen lebendigen Organismus. Die Verwesung ist wohl gehindert, aber die Vergänglichkeit nicht; und die stummen, trocknen Züge der Mumie verkünden doch, daß das Leben dahin ist. Ein hervorragender deutscher Gelehrter, der vor einigen Jahrzehnten seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn verloren hatte, ließ den Leichnam einbalsamiren und behielt ihn in einem dicht verschlossenen Sarge mit gläsernem Deckel in seiner Wohnung. Er hat schließlich doch von dem Toten Abschied genommen: es war ja sein Sohn, der dort lag, kalt und bleich, und es war doch sein Sohn nicht mehr.

Ist es unmöglich, den ganzen Leib unversehrt aufzubewahren, so ist es begreiflich, daß man von den Heimgegangnen wenigstens irgend Etwas dauernd sich erhalten möchte. Wie manche Menschen mögen von ihren verstorbnen Lieben wenigstens eine Locke des Haupthaares aufbewahren! Wie manche welke, zitternde Hand mag, wenn sie in verborgnem Schubfache die Blätter der Vergangenheit durchsucht, auch auf solch ein Andenken stoßen! Aber dieses Andenken predigt doch immer wieder nur dies Eine: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume. Und mit Schädeln, Knochen, Gliedern und ähnlichen „Reliquien" ist es genau dasselbe. Wenn die Herzen der bayrischen Fürsten nach ihrem Tode besonders einbalsamirt, eingekapselt und aufbewahrt werden, so mag das irgendwie eine besondre Bedeutung haben: aber uns Evangelischen geht dafür ebenso gut das Verständnis ab wie für die Andacht und Verehrung, die katholische Christen den einzelnen Gliedern ihrer „Heiligen" erweisen. An die Wunderkraft dieser irdischen Leibesreste glauben wir nicht; und wer davon absieht, kann im besten Falle ein gewisses historisches Pietätsgefühl für den Verstorbnen, meist freilich nur ein zweifelhaftes Interesse an solchen Kuriositäten und Raritäten haben, vielfach aber auch eine unangenehme Empfindung des Widerwillens darüber, daß man das, was der natürlichen Vergänglichkeit angehört, ans Licht zerrt, zerreißt und zerteilt und Lebenden zur Schau und Verehrung darstellt. Wir wollen die Gebeine der Abgeschiednen nicht in ihrer Ruhe gestört wissen. Die Natur selbst verbirgt ihre Reliquien und schafft dadurch Raum für neues Leben. Wenn aber einmal bei Verlegung und Aufhebung von Friedhöfen die Ueberreste vergangner Geschlechter angerührt werden, so soll es mit Vorsicht und Zartgefühl geschehen. Für ein natürlich fühlendes, lebendiges Herz ist ein solches Feld von Totengebeinen, wenn nicht geradezu etwas Schauerliches, so doch etwas Ergreifendes — doppelt ergreifend, wenn man noch etwas Bestimmtes weiß von den Einzelnen, deren Reste man schaut. Aber wir stehen gerade dann vor allem unter dem Eindruck, daß der Tod auch das reichste Leben zerstört und alle irdischen Unterschiede aufhebt. Nun mag man die Schädel und Körper der verstorbnen großen Männer untersuchen und messen; man mag sogar, wie es vor einigen Jahren in Leipzig mit dem Leichnam Johann Sebastian Bachs geschehen ist, in Zweifelsfällen mit den Mitteln der Wissenschaft und Kunst die Uebereinstimmung dieser Ueberreste mit den uns erhaltnen Bildern feststellen — das alles hat vielleicht wissenschaftliches Interesse. Was aber an Empfindungen der Pietät, an sittlichen und religiösen Gedanken uns dabei bewegt, ist nicht die selbstverständliche Wirkung jener Reliquien, sondern die Frucht des geistigen Besitzes und Charakters, den ein Jeder von uns mit sich bringt.

Nicht anders steht es mit dem Werte der Kleidungsstücke, Werkzeuge und Arbeitsgegenstände, die von Verstorbnen aufbewahrt werden. Es kann damit der thörichtste Unfug und Aberglaube getrieben werden — nicht bloß aus überspannt religiösen

Motiven, sondern auch aus andern Interessen und Beweggründen. Wie eine vernünftige Erzieherin empfindsame junge Mädchen davor warnen wird, sich eine Masse von „sentimentalem Heu“ als Erinnerungen an alle möglichen schönen Stunden zu sammeln,*) so wird gesunder Menschenverstand auch über die Garderobensammlungen aus dem Nachlaß von Fürsten und bedeutenden Menschen nur die Achseln zucken können. Nur charakteristische Stücke und bedeutsame Momente verdienen in Leben und Geschichte erhalten und zwar ganz erhalten zu werden. Es ist begreiflich, wenn Bismarck sich den ärmlichen Tisch erstand, an dem im Jahre 1871 die Friedenspräliminarien vereinbart waren, aber unbegreiflich, wenn manche Leute sich auf der Wartburg Fragmente des berühmten Tintenflecks aus der Wand gekratzt haben. Und nur wenn durch ganz charakteristische Stücke, z. B. durch den Krückstock Friedrichs des Großen, durch das Hütchen Napoleons und dergleichen für jeden Wissenden unwillkürlich das ganze Bild des Abgeschiednen hervorgerufen wird, sind solche Reliquien von wirklichem Wert. Aber was für einen Sinn hat es, die Weste eines beliebigen Fürsten oder die Stiefel eines großen Mannes zu konserviren und auszustellen? Was haben solche Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten mit dem Geiste eines Helden und mit seiner Bedeutung und seinem Lebenswerke zu thun? Wenn aber einst eine Mutter, deren Sohn als Schüler sich erschossen hatte, die blutgetränkte Kleidung ihres toten Lieblings dauernd in ihrem Wohnzimmer aufhängte, so war das gewiß das Verkehrteste, was die Bedauernswerte nach dem entsetzlichen Erlebnis thun konnte.

In einem Falle mag es dennoch berechtigt und sinnvoll sein, auch alle möglichen Kleinigkeiten zu beachten und zu erhalten: nämlich dann, wenn man in der Lage ist, die Wohnstätten und Wirkungsstätten großer Männer so zu bewahren, wie sie bei ihren Lebzeiten gewesen sind. In Goethes Arbeitszimmer, im Lutherzimmer auf der Wartburg, in den Wohnräumen Luthers und Melanchthons in Wittenberg, in den Sälen von Sanssouci werden viele, viele Menschen mit Schauern ehrfürchtiger Andacht und Erbauung geweilt haben. Aber gerade solche Stätten sollten nicht wie Museen ausgestattet, sondern möglichst in ihrem ursprünglichen, schlichten Bestand erhalten werden. Das sind keine Orte für das geschäftsmäßige Geplapper von Fremdenführern oder für tausend zerstreuende Einzelheiten, sondern Stätten stiller Sammlung und Erinnerung, Stätten für Gelübde und Visionen. Aber selbst unter den günstigsten Bedingungen ist es nicht immer gewiß, daß der Gewinn und die Stimmung an solchen Orten unsern Erwartungen entspricht. Eine einzige naive oder alberne Bemerkung kann die Einheitlichkeit und Tiefe des Eindrucks beeinträchtigen; und selbst in der Waldeinsamkeit des Kickelhahns wird man nicht ohne weiteres immer nachempfinden können: Ueber allen Wipfeln ist Ruh!

An alle solche Stätten der Erinnerung müssen wir aber vor allem selbst schon viel mitbringen, um reicher von dannen zu gehen. Das gilt ganz besonders von den Sterbestätten, den Gräbern, den Sarkophagen, den Mausoleen. Die Stille allein thuts nicht, und die äußere Weihe und Würdigkeit auch nicht; Herz und Geist kann gerade hier sich leer fühlen oder von einem Gefühl ohnmächtigen Suchens ergriffen werden oder sich ablenken lassen, selbst wenn die Kunst uns das Bild des Heimgegangnen meisterhaft vor die Augen stellt. Meist wird die Stätte, wo die Lebenden wirkten, deutlicher zu uns reden, als der Ort, da die Toten ruhn.

Sollen überhaupt einzelne materielle Dinge als besonders wertvolle Reliquien gelten, da bleiben die besten Reliquien doch immer gute Bilder, die uns das Wesen der Verstorbnen vergegenwärtigen, und Schriftstücke und Briefe von ihrer Hand. Nicht umsonst erreichen solche Manuskripte bedeutender Männer einen hohen Preis, auch wenn ihr Inhalt durch den Druck längst aller Welt bekannt ist. Es ist ein eigentümlich erhebendes Gefühl, im Besitz einer solchen Urkunde von einem anerkannten Geisteshelden zu sein. Wie schön muß es sein, z. B. das ursprünglichste Manuskript der „Wacht am Rhein“ zu besitzen, zumal, wenn man zugleich die Entstehungsgeschichte urkundlich belegen und noch dazu beweisen kann, daß dieses Manuskript während des Krieges 1870/71 verlassen und versteckt unter den Papieren eines jungen Ingenieurs in Paris gelegen hat. Aber wichtiger doch als der Besitz des Manuskriptes ist auch in diesem Falle der Besitz der opferwilligen, patriotischen Gesinnung, die sich in diesem Liede Schneckenburgers ausspricht.

Ohne den empfänglichen, nachempfindenden Geist, der ihnen zu neuem, gegenwärtigem Leben hilft, reden doch alle solche äußern Dinge und Reliquien immer nur von dem, was war und nicht mehr ist. Ja, wenn sie alle wirken könnten, was einst ihre Besitzer und Träger und Bewohner wirkten! Aber nicht immer ist mit dem Mantel des Elias der Geist des Elias verbunden. Und die römische Kirche, die den Reliquien Wunderkräfte zuschreibt und sie mit Legenden umrankt, hat doch zugleich in die Mitte ihres Kultus das Fronleichnamsfest gestellt mit dem Dogma von der leiblichen Gegenwart des ganzen wahrhaftigen Gottmenschen. Oder wenn jene Reliquien wenigstens noch reden könnten und die lebendige Vergangenheit, das entschwundne Leben heraufzaubern! Aber sie reden nur zu dem, dem innerlich das Ohr geöffnet ist, und erzählen ihm nur, was er doch schon weiß. Wo nicht schon Geist und Leben ist, bleiben sie stumm, geistlos und tot.

Ueber Raum und Zeit erhaben, mitten in der Vergänglichkeit der materiellen Dinge, ist doch nur der Geist und, was die Art des Geistes in sich trägt und die Kraft des Geistes vermittelt, nämlich das geschichtliche Lebensbild, das man sich allezeit vergegenwärtigen kann, das Wort, in dem das Geistesleben der Geschiednen bei uns bleibt und immer aufs neue für uns und in uns ersteht, und die einheitliche Summe guter Wirksamkeit — nicht einzelne Werke, die doch alle vergänglich sind, sondern das, was die Vollendeten erstrebt, gewollt, erreicht, wofür sie gekämpft und gelitten haben, als eine geistige Einheit, als eine ideale Kraft. Die wahre Reliquie eines Denkers und Dichters ist der Geist seiner Dichtung, das Verständnis und die Kraft seiner Anschauungen. Je größer und geistvoller ein Mensch auf Erden gewesen ist, um so weniger kommen seine äußern „Reliquien“ in Betracht. Edle Menschen zahlen nicht nur mit dem, was sie sind, sondern sie leben auch fort in dem, was sie sind. Mitten in einer dem Reliquiendienst ergebnen Zeit, um das Jahr 1300, hat eine durch die mystische Frömmigkeit innerlich frei gewordne, katholische Nonne, Gertrud im Kloster Helfta bei Eisleben, eine Offenbarung des Herrn verkündet: „Die würdigsten Reliquien auf Erden sind meine Worte.“

Von unserm Herrn und Heiland besitzen wir kein äußeres Andenken, keine einzige Reliquie. Die Stätte seiner Geburt ist nicht festzustellen, und keine Gedenktafel verkündet, wo er das Licht der Welt erblickte. Die Hütte in Nazareth, da er seine Jugend verlebte, die Häuser und Straßen, da er aus und ein ging, sind seit Jahrhunderten vom Erdboden verschwunden. Das Wasser des Jordans, in dem er getauft ward, ist unablässig weiter gerauscht. Wir haben keine Schriftrolle des Alten Testaments, die er in seiner Hand gehabt hätte. Wir haben kein „Werk“ von ihm, keine Schrift, nicht einmal einen Brief. Wir besitzen kein Bild von ihm und wissen schlechterdings nicht, wie er ausgesehn hat. Sein Kreuz ist nicht erhalten und nicht wieder aufgefunden worden; und wer weiß, wo die Nägel geblieben sind, die seine Hände und Füße durchbohrt haben? Auch seine Kleidungsstücke sind der Nachwelt nicht erhalten: „sie haben meine Kleider unter sich geteilet und über meinen Rock das Los geworfen.“ Nichts, Nichts ist von solchen Reliquien in unsern Händen. Kein Denkmal hat der Nachwelt seinen Ruhm verkündet. Der Ort, wo er gekreuzigt ward, ist nicht genau bekannt, und ebensowenig das Grab, das seinen Leichnam aufnahm.

Wir bedürfen des alles nicht. Es heißt auch für uns: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten, den Gegenwärtigen in der Vergangenheit, den Nahen in der Ferne? — Wir haben mehr als alle Reliquien: wir haben ihn selbst in unsrer Mitte, wenn wir an ihn glauben. Wir haben ihn in seinem Wort, von dem er gesprochen hat: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Wir haben ihn in seinem Frieden: Meinen Frieden lasse ich euch! Wir haben

*) Siehe dagegen Hermann Oeser, Am Wege und abseits (Basel, Reich. 1894), Seite 126: „Heu“. D H

ihn in dem Zeugnis von seiner Wirksamkeit: wer das Evangelium kennt, kann seinen Spuren folgen. Wir haben ihn in den Zeichen und Handlungen, die er den Seinen gegeben hat als Unterpfänder seiner Gemeinschaft. Wir haben ihn in der Kraft seines Geistes: Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch. Wir haben ihn in unsrer Gemeinschaft des Glaubens: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Wir haben ihn in den Armen und Elenden dieser Erde: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Das sind unsre Reliquien. Das Christentum ist die Religion des Geistes. Der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Bornemann

Geistige Bande

Ein Wort für England

Die Christliche Welt treibt keine Politik, keine Kirchenpolitik, aber auch keine Weltpolitik. Aber wir lesen alle unsre Zeitungen, und viele von uns haben Freunde, die mitten im politischen Leben stehen. Es ist für einen, der der Beschäftigung mit der Tagespolitik als solcher wenig Zeit schenken kann oder mag, kein Vorwurf, wenn er sich von Sachkundigeren, auf deren Urteilsfähigkeit er Grund hat, sich zu verlassen, in seinen politischen Ansichten ein wenig leiten läßt. Wenn wir das offen eingestehen, so meinen wir ehrlicher zu sein, als die Vielen, die am Stammtisch oder anderswo mit viel Gegakel politische Eier legen, während sie zu diesen Leibesfrüchten gekommen sind, wie die gußeiserne Automatenhenne zu ihren bonbongefüllten Blecheiern kam.

Also: unsre Politik treibenden Freunde beweisen uns, daß zur Zeit uns Deutschen gar nichts andres übrig bleibt, als in England den Feind zu sehen, den Feind unsrer Zukunft auf der Erdkugel. Wer der englischen Presse ein wenig Aufmerksamkeit schenkt, wird finden, daß diese Gefühle auf Gegenseitigkeit beruhen. Das bestätigt die Behauptung von dem akuten Interessengegensatz Deutschlands und Englands. Es wird also wohl so sein, und die animose Stimmung gegen die Engländer hat politisch ihren guten Grund. Da wir den Thatsachen nichts entgegenzuhalten haben, so lesen wir widerstandslos, was unsre Zeitungen gegen unsre englischen Vettern zu sagen haben, und stehen selbstverständlich mit ungeteiltem Herzen auf der Seite der deutschen Brüder, zumal der bekannte, unendlich zähe Egoismus John Bulls der ebenso bekannten Gutmütigkeit Michels immer in hohem Grade unsympathisch sein muß.

Auch abgesehen von der politischen Lage ist es kein Wunder, wenn die Stimmung in Deutschland gegen England und die Engländer sich beständig verschärft. Dafür sorgt schon die, alljährlich größere Dimensionen annehmende, anglosaxonische Ueberschwemmung Deutschlands mit ihren Begleiterscheinungen, den zahllosen Taktlosigkeiten, ja teilweise flegelhaften Rücksichtslosigkeiten, denen eine starke Beigabe von insularem Hochmut oft einen eignen Reiz verleiht. Freilich die Gerechtigkeit gebietet, daran zu erinnern, daß dem gebildeten Engländer, dem wirklichen Gentleman, die kontinentalen Thaten seiner Landsleute selber am peinlichsten und verdrießlichsten sind und von ihm am erbittertsten gegeißelt werden. Allein der Hinweis auf die Elite der Nation kann dem vorhandnen Gegensatz nichts von seiner thatsächlichen Schärfe, Bedeutsamkeit und sachlichen Berechtigung nehmen. Er ist da. Mag er sich in der Sphäre, in der er aufgetreten ist, auswirken. Aber eben nur in dieser Sphäre. Worauf wir heute aufmerksam machen möchten, das ist die Gefahr, in der wir uns vor allem infolge der politischen Gefahr befinden, nämlich, daß wir dem Gegensatz in der politischen Sphäre in unsrer Stimmung zu viel Raum geben und darüber vergessen, daß die geistige Interessensphäre doch auch noch da ist.

Von der Stammesverwandtschaft, die uns verbindet, wollen wir hier gar nicht reden. Blutsverwandtschaft ist keine Bürgschaft für innere Zusammengehörigkeit. Was verbindet uns z. B. mit den in Gallien angesiedelten Franken? Wenn aber Stammesgemeinschaft und Gemeinschaft in den höchsten geistigen Gütern zusammenkommen, wie es bei Deutschen und Engländern der Fall ist, dann sollte das Gefühl der Zusammengehörigkeit so stark sein, daß es auch bei politischen Konflikten in der Stimmung die Oberhand behält. Vielleicht würde dies Gefühl sich bei uns viel kräftiger geltend machen, wenn nicht auf den meisten unsrer höhern Schulen das „elegantere" Französisch der englischen Sprache den Rang abliefe und somit einem großen Prozentsatz unsrer Gebildeten den Zugang zu einem Geistesleben erschwerte, das offenbar seine Kraft aus denselben Quellen schöpft und dieselbe Luft atmet, in der wir Kraft und Frische finden. Zwar arbeiten die Uebersetzer heutzutage mit fieberhafter Hast. Aber Uebersetzungen wirken auf litterarisch Verwöhnte ähnlich wie musikalische Arrangements auf anspruchsvolle Musikfreunde: kann man die Originalkomposition nicht haben, so ist schon die Hälfte der Lust vergangen. Indessen weist doch die gesteigerte Uebersetzungsthätigkeit hüben und drüben sicherlich auf ein Bedürfnis hin. Und in der That: es giebt eine Menge deutscher und englischer Bücher, von denen man beinahe sagen könnte, sie schwebten vor ihrer Geburt zwischen beiden Ländern in der Luft, und je nachdem zufällig der Wind stand, kam das eine hier oder drüben zur Erde, und nachdem sie ihre Heimat zugewiesen erhalten hatten, glitten sie wie von selbst in Uebersetzungen hinüber und herüber und reihten sich in der betreffenden Litteratur ein, wo man sie nur an dem etwas schlechter sitzenden Rocke als auswärts geborne erkennt.

Allein das litterarische Verhältnis beider Nationalitäten könnte auch verflachen und sich veräußerlichen. Viel fester als durch den bloßen Litteraturaustausch sind wir miteinander verbunden. Es giebt sehr Viele unter uns, deren inneres Leben Kraft und Nahrung aus Persönlichkeiten gezogen hat, die ihre Heimat jenseits des Kanals haben; und drüben ist es nicht anders. Wir können hier nur leise mit der Hand über unsichtbare Saiten hingleiten, in der Hoffnung, daß sie dem Einzelnen vernehmbar klingen. Nur eine Saite hüben und drüben wollen wir fester anschlagen. Das, was wir uns gewöhnt haben, mit dem Namen Gesinnungssozialismus zu bezeichnen, hat uns eine Bereicherung unsrer gesamten christlichen Lebensanschauung, eine Vertiefung und Erweiterung der christlichen Ethik gebracht, für die wir gar nicht dankbar genug sein können. Muß ich Namen nennen? Kingsley, Maurice, Robertson. Und Carlyle! — Drüben gestehen Viele, daß ihnen im Gewirr der Anschauungen von Grund und Wahrheit des christlichen Glaubens deutsche fromme und freie Denkarbeit zu jener innern Freiheit verholfen haben, deren beglückende Macht sich nur erfahren läßt. Das sind zwei starke Lebensadern, die hinüber und herüber laufen, und es thut nicht gut, sie gering zu achten. Es kann im Leben jedes Menschen vorkommen, daß ihn einmal der Aerger schüttelt über Menschen, mit denen ihn starke Bande der Dankbarkeit verbinden. Aber es wäre doch traurig, wenn die Dankbarkeit nicht zuletzt immer stärker wäre als der schlimmste Aerger. Aergern dürfen wir uns immerhin — obwohl das stoische Ideal noch nicht veraltet ist — über die englischen Vettern, und sie über uns; aber der Aerger muß verdampfen, und der Dank hüben und drüben wieder in seine Rechte eintreten.

Der Dank, den die Türken uns für die Organisirung ihrer Armee schulden, ist sicherlich andrer Art, als der Dank, der aus einer kräftig empfundnen Bereicherung des innern Lebens hervorgeht. Den Türkendank wegzublasen, würde ein Umschlag im politischen Wetter genügen. Erst ein gemeinsamer geistiger Untergrund ist imstande, ein dauerndes Verhältnis zu schaffen. Der moderne Katholizismus ist dem Protestantismus hundertfach zu Dank verpflichtet — aber wir erwarten ihn von der Seite gar nicht. Wirklicher Dank ist da am stärksten, wo es sich um geistige Güter handelt, die auf beiden Seiten gleich wertvoll empfunden werden. Wir kennen den Untergrund, aus dem die England und Deutschland gemeinsame geistige Lebensluft immer neu aufsteigt: es ist das evangelische Christentum. Dies ist zwar in dem ziemlich unverhüllten Romanisirungsprozeß des äußersten Flügels der High Church kaum noch zu erkennen; aber je wilder der Ritualismus ins Kraut schießt, um so sicherer wird die Ernüchterung im Ganzen der Staatskirche eintreten, um so deut-

licher wird ihr im Grunde evangelischer Charakter zur Geltung kommen oder — sich herausarbeiten. Und schließlich ist die Staatskirche nur die Hälfte der evangelisch-englischen Christenheit.

Aber es bedarf gar nicht vieler Worte: Wir Evangelischen bedürfen dringend der gegenseitigen Fühlung und Stärkung. Denn die Charismen sind nicht bloß in der christlichen Einzelgemeinde, sondern auch in der evangelischen Christenheit verteilt. Sie können ihrer Natur nach erst dann zu voller Wirkung kommen, wenn sie organisch im Ganzen wirken können. Das Charisma der englischredenden Evangelischen liegt offenbar auf dem praktischen Gebiet; unsre Stärke ebenso deutlich auf dem Gebiete der Durchforschung und Verarbeitung der christlichen Gedankenmassen. Wir sind einfach auf einander angewiesen. Wer diesen Zusammenhang einmal erkannt hat, der sieht, daß es Pflicht ist, um der Kraft des evangelischen Christentums willen zusammenzuhalten, und zwar um so entschiedner, je schärfer der äußere politische Gegensatz zwischen Deutschland und England werden sollte. Wir stehen erst in den Anfängen gegenseitiger Bereicherung und Festigung; es läßt sich noch nicht ermessen, welcher Segen für das evangelische Christentum als Ganzes erwachsen müßte, wenn wir hüben und drüben, unbeirrt um politische Konstellationen bewußter, geduldiger, thatkräftiger unsre geistige Zusammengehörigkeit pflegten. Schließlich sind doch die protestantischen Völker zur Führung auch in der Weltpolitik berufen. Sie müssen doch früher oder später einmal auch politisch zusammengehen. Aber erst müssen sie ihre geistige Solidarität viel kräftiger als bisher fühlen. Sie erst bietet die Gewähr siegreicher Führung der Weltpolitik. Paul Jaeger

Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie

Vor etwa zwei Monaten ist ein Lieferungswerk für das „arbeitende Volk" abgeschlossen worden, das hoch über den meisten üblichen Lieferungs- und Kolportagewerken steht, die sonst verbreitet werden. Es ist die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, nunmehr zwei stattliche Bände von zusammen 1136 Seiten in Großoktav umfassend, bei J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart erschienen; Preis für den Band nur 3,60 Mark. Das Werk ist ein Teil eines größern, der Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, deren Bearbeitung die gegenwärtig bedeutendern Theoretiker des Sozialismus aller Länder für je ihr Vaterland übernommen haben. Die Geschichte des deutschen Teils hat Franz Mehring geschrieben. Umfassende Kenntnis der Zeitgeschichte, unbedingter Glaube an die Sache seiner Partei und eine glänzende Feder befähigten ihn in gleicher Weise zu dieser Arbeit. Allerdings würde sie wohl noch besser gelungen sein, wenn die Darstellung sich mehr von Superlativen der Stimmung, des Urteils und des Ausdrucks freigehalten hätte. Aber Mehring ist nicht umsonst lange Zeit Redakteur der Berliner Volkszeitung gewesen. Sein Stil leidet an jenem Ueberschwang, der die liberale Litteratur aus der Mitte unsers Jahrhunderts charakterisirt, den in der Sozialdemokratie hauptsächlich noch der alte Liebknecht pflegt, und den auch Mehring nicht ganz überwunden hat. Beinahe alle Phrasen und Schlagwörter jener Zeit, heute selbst vielen radikal gerichteten Sozialdemokraten ein Ueberdruß, kehren bei ihm immer und immer wieder. Trotzdem ist das Buch eine glänzende Leistung, ein standard work der deutschen Arbeiterbewegung, zugleich ein Beweis, über welch geistiges Kapital sie verfügt, zu groß, als daß Polizeigewalt es je wird vernichten können.

Natürlich ist das Mehringsche Werk kein unparteiisch geschriebnes. Es ist eine Parteigeschichte, von einem Genossen der Partei vor allem für Parteigenossen verfaßt, die Lichtseiten der Partei besonders hervorkehrend, ein einziger Versuch der Verherrlichung der sozialistischen Idee. Ihre fortschreitende Entfaltung, ihr unaufhaltsamer Sieg über die Arbeitermassen wird geschildert, ihre politische und ökonomische Notwendigkeit an immer neuen Thatsachen der Zeitgeschichte zu erweisen versucht. Auf ihrer Seite allein ist die Wahrheit, auf der Seite der Gegner das Falsche, das Lebensunfähige, das Unheil. Namentlich der nationale Gedanke der alten liberalen Parteien wird aufs schärfste angegriffen, seine Verwirklichung im neuen Deutschen Reich zwar als geschichtlich notwendig, aber keineswegs als ein Glück für Deutschland anerkannt. Die Hohenzollern kommen überall schlecht genug weg; am schlechtesten aber ihr Berater, der Schöpfer des Reichs, Bismarck. Ihm gegenüber schlägt das Buch teilweise einen Ton des Hasses, der Verachtung, der Verkleinerung an, der selbst dem erbittertsten Gegner nicht erlaubt ist. Damit setzt Mehring sich und seine Sache selbst herab; hier, in der Beurteilung Bismarcks wie überhaupt der nationalen Fragen, wird gerade der Leser aus dem Kreise der Christlichen Welt auch den schwersten Widerspruch gegen Mehring erheben und immer wieder protestiren gegen die Zurücksetzung und Verkleinerung, ja Verzwergung und Verzerrung des nationalen Gedankens gegenüber der Verherrlichung und einseitigen Uebertreibung der sozialistischen Idee, die das Buch beherrscht. In dieser seiner Einseitigkeit kann man es geradezu der Treitschkeschen Deutschen Geschichte vergleichen, deren Gegenstück und auch teilweise Ergänzung es ist. Sieht Treitschke alle Personen, Handlungen, Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts unter ausschließlich nationalem, näher preußisch-brandenburgischem, ja Hohenzollernschem Gesichtswinkel, so Mehring dasselbe unter rein sozialem, näher sozialdemokratischem und marxistischem. Selbst in der Diktion erscheinen beide vielfach gleichartig, nur daß die Treitschkes einen mehr aristokratischen, die Mehrings einen mehr demokratischen Tonfall hat.

Aber diese ganze politische und vollends die parteipolitische Seite des Mehringschen Werkes kann in der Christlichen Welt nicht weiter zur Erörterung stehen, da sie kein politisches Blatt ist. Vielmehr wird uns hier hauptsächlich eine andre Seite, die Frage nach der religiösen Entwicklung der Sozialdemokratie interessiren. Und deshalb ist es wohl die beste Anzeige des Mehringschen Buchs in unserm Blatte, einmal zu untersuchen, welche Antwort es auf diese Frage zu geben hat. Man muß da sagen: keine lange, aber eine um so erfreulichere. Denn trotz dem Umfange des Werkes widmet Mehring gerade diesem Punkte nicht allzuviel Interesse und Raum. Einesteils wohl, weil er selbst in religiösen Dingen auf rein ablehnendem Boden steht, andernteils weil in der That für die Partei die religiöse Frage nie sehr im Mittelpunkt gestanden hat und heute und schon länger eigentlich gelöst ist.

Der erste wirkliche deutsche Sozialdemokrat, der Schneider Weitling, der hauptsächlich im Anfang der vierziger Jahre erfolgreich wirkte, war, obwohl auch „Feind der Pfaffen," doch stark religiös gerichtet. Er war Protestant; er kannte die Bibel; er sah in der beginnenden sozialistischen Arbeiterbewegung geradezu das Wiedererwachen des Geistes der ersten christlichen Gemeinden. Sie galten ihm als die Keimorganisationen kommunistischer Gemeinschaften. Jesus erschien ihm als Kommunist, als der erste Kommunist der Weltgeschichte; ja er war eigentlich nur aufgetreten, um den Kommunismus zu predigen, aber er war gezwungen, entsprechend der ganzen religiösen Disposition der damaligen Zeit überhaupt und der orientalischen Völker im besondern, diesen seinen Kommunismus in religiöses Gewand zu kleiden. Es ist Weitlings Bemühen, die Lehre Jesu dieses Gewandes wieder zu entkleiden und ihren kommunistischen Kern bloßzulegen. Was dabei herauskommen mußte, kann sich der Leser der Christlichen Welt leicht genug vorstellen. Er kann es übrigens auch bequem selbst nachsehen in Weitlings „Evangelium eines armen Sünders" (München, Verlag von M. Ernst, 1896, 2. Aufl., 80 Pfge). Weitling selbst entdeckte sich bei dieser Arbeit als einen zweiten Christus und sprach es beinahe unverblümt in dem Buche aus. Das führte ihn dann freilich bald bis an die Grenze des geistig Normalen, schließlich wohl in einen latenten Größenwahn.

Dennoch hatte Weitlings verschwommner christlicher Kommunismus in Kreisen deutscher, in der Schweiz wandernder oder arbeitender Handwerksburschen einigermaßen Boden gefunden. Freilich nicht auf lange. Als bald nach der Herausgabe obigen Buches Weitling aus der Schweiz, dann auch aus Deutschland verwiesen wurde und nach Amerika auswanderte, verflogen sich seine Lehren und Anhänger bald. Die letzten Ueberbleibsel von ihnen beseitigten dann Marx und Engels. Sie wurden zunächst auch auf religiösem wie auf ökonomischem

und politischem Gebiete die uneingeschränkten Führer der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Beide aber waren überzeugte Atheisten. Auch in ihren religiösen Anschauungen von Hegel ausgegangen, waren sie denselben Weg wie Feuerbach gewandelt. Sein Atheismus ist auch der ihrige. Alle Religion ist nach ihnen nur das Werk der Menschen, die sie haben. Gott existirt nur als Idee in ihren Köpfen. Der Glaube an ihn ist nichts als der Reflex ihrer seelischen Stimmungen. Dementsprechend schreibt Engels 1843 in einer Polemik gegen Carlyle:

Die Religion ist ihrem Wesen nach die Entleerung des Menschen und der Natur von allem Gehalte, die Uebertragung dieses Gehalts an das Phantom eines jenseitigen Gottes, der dann wiederum dem Menschen und der Natur in Gnaden etwas von seinem Ueberflusse zukommen läßt.

Und in Konsequenz davon:

Das erste Wort der Religion ist eine Lüge — oder fängt die Religion nicht damit an, daß sie uns etwas Menschliches zeigt und behauptet, das sei etwas Uebermenschliches, Göttliches?

Darum:

Wir greifen die Heuchelei des jetzigen christlichen Weltzustandes an; der Kampf gegen sie, unsre Befreiung von ihr und die Befreiung der Welt von ihr sind am Ende unser einzig Tagewerk.

Es wird gründlich gethan werden:

Nach dem Christentum ist keine Religion mehr möglich. Alle Möglichkeiten der Religion sind erschöpft; es ist unmöglich . . . eine neue zu stiften oder darauf zu hoffen.

Marx aber und Engels urteilten 1847 in Konsequenz dessen über die sozialen Prinzipien des Christentums, die nun achtzehnhundert Jahre Zeit gehabt hätten, sich zu entwickeln:

Sie haben die antike Sklaverei gerechtfertigt, die mittelalterliche Leibeigenschaft verherrlicht und verstehen sich ebenfalls im Notfalle dazu, die Unterdrückung des Proletariats, wenn auch mit etwas jämmerlicher Miene, zu verteidigen. Sie predigen die Notwendigkeit einer herrschenden und unterdrückten Klasse und haben für die letztere nur den frommen Wunsch, die erstere möge wohlthätig sein. Sie setzen die konsistorialrätliche Ausgleichung aller Infamien in den Himmel und rechtfertigen dadurch die Fortdauer dieser Infamien auf der Erde. Sie erklären alle Niederträchtigkeiten der Unterdrücker gegen die Unterdrückten entweder für gerechte Strafe der . . . Sünden, oder für Prüfungen, die der Herr über die Erlösten nach seiner unendlichen Weisheit verhängt. Sie predigen die Feigheit, die Selbstverachtung, die Erniedrigung, die Unterwürfigkeit, die Demut, kurz, alle Eigenschaften der Kanaille, und das Proletariat, das sich nicht als Kanaille behandeln lassen will, hat seinen Mut, sein Selbstgefühl, seinen Stolz und seinen Unabhängigkeitssinn noch viel nötiger als sein Brot. Die sozialen Prinzipien des Christentums sind duckmäuserig, und das Proletariat ist revolutionär.

Diese Anschauungen der Beiden wurden für ihre direkten Schüler maßgebend, wurden auch deren Ansichten und von ihnen in der Agitation der sechziger Jahre nach Deutschland gebracht. Liebknecht und Bebel sind in dieser Beziehung typisch. Die Frucht dieser Agitation war die Verbreitung dieser widerchristlichen Ideen in der Marxistischen Richtung der deutschen Arbeiterbewegung, unter den sogenannten Eisenachern. Wer ein überzeugter Marxist sein wollte, mußte religiös Atheist sein.

Aber — so führt Mehring einmal aus — gerade ihre eingehendere Beschäftigung mit religiös-philosophischen Problemen belehrte die Eisenacher bald darüber, wie gänzlich schon [d. h. im Anfang der siebziger Jahre] die religiösen von den ökonomischen Fragen verschlungen worden waren. Das Buch von David Strauß über den alten und neuen Glauben predigte in seiner ersten Hälfte den entschlossensten Atheismus, in seiner zweiten Hälfte aber den reaktionärsten Reichspatriotismus. Bruno Bauer veröffentlichte seine epochemachenden Untersuchungen über die Entstehung des Christentums, gründete mit Faucher zusammen die Post, das Organ Strousbergs, und schrieb zugleich für die Berliner Revue Rudolf Meyers die politischen Uebersichten. Der Modephilosoph von Hartmann, der an Geist und Kenntnissen ebenso weit hinter Schopenhauer zurücktrat, wie er ihn an blöder Rückwärtserei noch übertraf, orakelte über die „Selbstzersetzung des Christentums“ und gehörte dabei zu den verbohrtesten Sozialistenhetzern. Eben dazu gehörten fast alle deutschen Darwinisten. Genug, die Thatsache, daß sich die ökonomischen Klassenkämpfe nicht mehr in religiöser Verkleidung durchsetzten, trat mit jedem Tage unzweideutiger hervor; sie war eine leicht erklärliche Folge der großen Industrie, die ohne eine weitreichende Herrschaft über die Natur und also auch ohne eine tiefgreifende Zerstörung aller übernatürlichen Vorstellungen nicht möglich ist.

Gleich von vornherein anders hatte die Sache gelegen in der zweiten Richtung, in der in Deutschland während der sechziger Jahre die Arbeiterbewegung lief, in der Lassalleschen. Hier war von jener Todfeindschaft der Marxisten gegen das Christentum nichts oder doch lange nicht so viel zu spüren gewesen. Mehring spricht sich des Genaueren darüber nicht aus, unsers Erinnerns auch nicht über die religiösen Ansichten Lassalles selbst. Doch geht schon daraus, daß Lassalle nie ganz seine idealistische Weltanschauung überwunden, nie recht von Hegel und Fichte losgekommen ist, hervor, daß er auch religiös vorsichtiger, reservirter stand als Marx und Engels. Und dasselbe gilt noch mehr von seinen Anhängern: sie ließen in religiösen Dingen ihren Gesinnungsgenossen mehr Freiheit. „Religion ist Privatsache“ scheint damals schon ihre Praxis, wenn auch noch nicht ihr ausgesprochnes Programm gewesen zu sein.

Sichtlich ist dann im Laufe der siebziger Jahre, besonders seit 1875, dem Jahre der Vereinigung der Marxisten und Lassalleaner, die Haltung der Letztern in religiösen Dingen immer maßgebender geworden. Schon in dem Einigungsprogramm der Partei fand der Satz von der Erklärung der Religion zur Privatsache Aufnahme, nebenbei bemerkt, als Ersatz der im Programmentwurfe ursprünglich stehenden Forderung von Gewissensfreiheit. Und diese Erklärung der Religion zur Privatsache erhielt dann, wie Mehring sagt, praktisch sofort den übertragnen Sinn, daß die Religion auch für den proletarischen Klassenkampf eine Privatsache sei.

Soweit die Religion als Machtmittel der herrschenden Klassen dient, war ihre Bekämpfung in andern Punkten des Programms enthalten, so darin, daß alle Gesetze abgeschafft werden sollten, die das freie Denken und Forschen verböten, und daß die Schule vom Staate verwaltet werden sollte. Aber gegen die Religion als solche zu kämpfen, entfiel mehr und mehr jeder Anlaß, da jeder Tag zeigte, sowohl daß zum Kampfe gegen den letzten preußischen Gendarmen größere Kourage gehörte, als zum Kampfe gegen den lieben Gott, den die verschrumpftesten Philister in aller Gemütsruhe führten, als auch, daß alle noch vorhandne religiöse Vernebelung das Erwachen des proletarischen Klassenbewußtseins durchaus nicht hindre.

Damit war schon in den siebziger Jahren der Grundsatz der Neutralität der Partei in religiösen Dingen wenigstens prinzipiell festgelegt. Praktisch und von der Mehrzahl der Anhänger der Partei wurde er freilich noch lange Zeit nicht oder doch nur teil- und stellenweise bethätigt. Noch lange Zeit blieb die Grundstimmung teils direkt christentumfeindlich, teils eisig geringschätzig gegen alles Religiöse. Vor allem ging der Kampf gegen die Kirche und die Pfaffen ruhig oder vielmehr erregt weiter; die Agitationen zum Massenaustritt aus der Landeskirche wiederholten sich noch öfter; freireligiöse Prediger konnten zeitenweise noch sehr das große Wort führen.

Aber auch das ist jetzt anders geworden. Jetzt, zu Ende der neunziger Jahre, kann man wohl mit Recht sagen, daß der Grundsatz der religiösen Neutralität in der Partei wirkliche Geltung hat, daß die Masse der Anhänger die feindliche Stimmung gegen Christentum und alles Religiöse überhaupt fast völlig überwunden und vorwiegend eine abwartende, teils aber auch schon eine versöhnliche oder gar wieder freundliche Haltung ihm gegenüber angenommen hat. Mehring allerdings kann sich gerade über diese letzte Phase der religiösen Entwicklung der Partei und der Parteigenossen nicht mehr aussprechen, da er mit Recht seine Parteigeschichte mit dem Jahre 1890, dem Ende des Sozialistengesetzes schließt, diese neue Entwicklung aber eben gerade in die Jahre darnach, die letzten hinter uns liegenden Jahre fällt. Daß sie vorhanden ist, kann kein Einsichtiger leugnen. Auch liegen die Beweise dafür offen zu Tage. Einige davon seien angeführt: die Agitation zum Massenaustritt aus der Landeskirche ist gänzlich erloschen; den freireligiösen und atheistischen Predigern ist so sehr die Bewegung unterbunden, daß sie — erinnert sei namentlich an die „Antipfaffen“ Dr. Rüdt und Dr. Wille — es sogar vorzogen, den Parteiverband überhaupt zu verlassen. Statt dessen wurde einem Wächter nicht nur der Eintritt in die Partei, sondern auch die Propaganda christlicher Ideen ermöglicht. Und es ist wahrlich nicht die Schuld der Partei gewesen, daß diese so schnell wieder zu Ende ging. Daß aber die Wächterschen christlichen Ideen nicht bloß auf steinichten Boden fielen, das beweist noch heute der Inhalt des einst von ihm herausgegebnen Sonntagsblattes. In

diesem Zusammenhange darf auch an die Sympathien erinnert werden, die die „sozialen Pastoren“ im Lager der Sozialdemokratie teilweise genießen, auch an die Beziehungen, die zwischen dem rechten Flügel der Sozialdemokratie und den evangelisch-sozialen „Jungen“ früher bestanden. Es sei endlich an die Radesche Enquete über die sittlich-religiöse Gedankenwelt der deutschen Industriearbeiter erinnert und an die Ergebnisse, die Rade daraus entnehmen konnte: dies Alles und noch manches Andre zeigt deutlich, daß, was dem Schreiber dieser Zeilen noch neulich ein alter, besonnener und scharf beobachtender Sozialdemokrat bestätigte, das Interesse für religiöse und christliche Probleme, Lehren und Personen, in der Sozialdemokratie wieder allmählich im Steigen begriffen, daß der Atheismus von Marx im Begriff ist, überwunden zu werden.

Ist dem aber so — und auch das Mehringsche Buch bestätigt es noch mehr indirekt als direkt —, so bietet sich gerade jetzt und gerade für Kreise der Christlichen Welt ein aussichtsreiches Feld der Arbeit, der Arbeit der allmählichen, gründlichen und dauernden Zurückeroberung der Massen für die Religion Jesu Christi. Aber freilich, nur für diese. Wer sich etwa mit dem Hintergedanken trüge, die Massen je wieder für die herrschende Staatskirche zu gewinnen, täuschte sich gründlich. Jeder derartige Versuch wird, weil die Kirche von heute in den Augen der Arbeiter Klassenkirche ist, mit Hohn zurückgewiesen werden. Nicht einmal ein Erfolg der christlichen Religion im dogmatischen Gewande ist denkbar: er würde — das ist schon öfter in diesen Blättern auseinandergesetzt worden — auf gleichen hartnäckigen Widerstand, weil auf absolute Verständnislosigkeit stoßen. Was allein möglich und wahrscheinlich ist, ist die steigende Aufnahme der einfachen biblischen Lehre Jesu, auf dem Hintergrunde und in der Luft des Geistes der modernen Weltanschauung. Wer also an dieser großen und schönen Aufgabe mitarbeiten will, muß auf dem Boden sowohl des, sagen wir, ursprünglichen Evangeliums Jesu Christi wie der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis stehen. Und er muß noch eins sein und können: er muß durch sein Leben den Beweis der Wahrheit seines Glaubens erbringen, muß auch absolut unpolitisch und unbedingt unparteiisch sein und muß in rücksichtsloser Ehrlichkeit und Offenheit, unbesehen die Konsequenzen, die es für sein eigen Wohl und Wehe hat, den Arbeitern und ihrer Sache überall da Recht geben und für sie eintreten, wo sein Gewissen und seine nie genug zu vertiefende ökonomische Einsicht dazu drängt. Nur so baut er die Brücke des Vertrauens, über die hinweg seine ehrlichen religiösen Ueberzeugungen, sein Glaube den Weg in die Herzen und Köpfe der Arbeiter findet.

Für diese Arbeit aber ist die genaue Kenntnis der Geschichte der Sozialdemokratie erste und oberste Voraussetzung. Von nun an ist sie leichter, gründlicher und billiger zu gewinnen, seit Mehrings Werk vollendet vorliegt. Es sei der Durcharbeit, nicht bloß der flüchtigen Lektüre aufs dringlichste empfohlen. Selbst aus dem starken Widerspruch, den es gerade in Lesern aus den Kreisen unsers Blattes oft hervorrufen dürfte, wird viel zu lernen sein.

Göhre

„Glaubst du, daß Gott um deines Gebetes willen seinen Weltplan ändert?“

Wir sprachen nämlich von der Ernte, und einer meinte, man müsse Gott bitten, daß nun der Regen schweige. Aus den meisten Gesellschaften, in denen so ein Wort laut würde, möchte ich möglichst schnell mich empfohlen haben. Hier aber waren unbedingt natürliche Leute, hier waren „Menschen,“ d. h. Leute, vor denen auch die Hintergedanken ans Licht kommen dürfen. Hier machte die Aeußerung einen Hintergedanken laut, hier war es ein Wagnis, von so intimen Dingen zu reden; anderwärts wäre es die gegebne Form gewesen, das Gespräch abzuschließen; nicht es selbst, sondern höchstens sein Fehlen wäre aufgefallen, während es hier augenscheinlich die beiden andern Teilnehmer am Gespräch stark und tief beschäftigte.

Nun war es nach einer Pause und nach einigen offenbaren Tastversuchen in dieser Richtung, daß ein Andrer die Frage aufwarf, ob man um solche Dinge beten dürfe. Man darf höchstens um die Kraft bitten, das Beschlossene zu ertragen und zu nützen, aber nicht um Aenderungen im Beschlossenen, im Weltplan; es sei doch wohl nicht denkbar, daß Gott um eines Gebetes willen seinen Weltplan ändern werde.

Was nun bei diesem Gespräche herauskam, gebe ich hiermit zu beliebiger Verwendung im Haushalt weiter.

1

Was ist das für ein Weltplan Gottes? Begreift er nur die Aehren im Felde, Wachstum und Ernte, Regen und Sonnenschein, kurz was man für gewöhnlich die „Naturgesetze“ nennt, in sich? Er begreift auch die Menschen, die zwischen den Garben hantiren und von dieser Ernte leben! Und diese Menschen sind nicht nur Leiber mit Gliedern, um deren Gesundhaltung und Kräftigung man nicht beten darf, weil man damit eine Aenderung des Weltplanes fördern würde, sie sind vor allem Seelen, Iche, Persönlichkeiten! Und so mit Seele und Gemüt stehen sie obenan im Weltplan Gottes. Um diese Seelen zu kräftigen, muß Gott seinen Weltplan stärker verändern, als er es um einer Ernte willen müßte!

Wir schließen: Jedes Gebet ist natürlich, erst recht und allererst eine Bitte um Veränderung des Weltplans.

Ja, was willst du denn überhaupt, wenn nicht „den Weltplan Gottes verändern“? Bleibe zu Haus, wenn du nicht einmal das willst. Aber vielleicht veränderst du ihn dann erst recht? Denn Gott hat doch wohl nicht auf ein so schnelles Verfaulen bei dir gerechnet? Vielleicht wird Gott meinen, daß es besser sei, du schlössest dich zur Veränderung des Weltplans mit ihm zusammen, als daß du den Weltplan vom Teufel deiner Gemächlichkeiten verändern lassest.

Du sprichst: Wenn ich in der Verzweiflung zu Hause bliebe, so würde Gott das in seinem Weltplan beschlossen haben, und wenn ich vorwärts gehe, so hat er es so beschlossen.

Aber du mußt es doch wollen?

Ja, das ist die Form, wie Gott seinen Weltplan ausführt.

Sehr gut! Und wenn nun zu der Form, wie Gott das Erntewetter handhaben will, auch deine Gebete, all dieser Menschen Gebete gehörten?

Ja, aber dann verändert Gott doch nicht seinen Weltplan deshalb.

Vom „Verändern“ sprachst du, mein Freund; für mein Gebet ist es ganz gleichgiltig, ob zu seiner Erfüllung eine „Veränderung“ not ist oder nicht. Du sprachst aber von „Verändern“; weil für unsre Vorstellung in diesen Dingen ohne Vermenschlichungen nichts geschafft werden kann. Und deshalb nehme ich deine Vermenschlichung gern auf und sage: allerdings glaube ich, daß durch mein Gebet der Weltplan Gottes verändert wird, daß Gott ihn um meines Gebetes willen verändert, nämlich anders macht, als ich fürchtete. In andern Stunden will ich vor Gott anbeten und bekennen, daß Er von mir und meinen Gebeten unabhängig ist, daß Er, der Alles plant, beherrscht und ausführt, mir auch die rechten Gebete seinerzeit giebt. Und so will ich in Stoß und Gegenstoß vorwärts zu kommen suchen, wie gerade die Stunde stößt, und nur darauf will ich achten, daß ich meine Stunde erkenne.

Es ist im Grunde dieselbe Spannung, auf die auch sonst unser rechtes Leben beruht. Ich soll das Gute wollen, und doch weiß ich, daß Gott allein das Wollen und das Vollbringen schafft. Ich soll die Dinge zu erkennen lernen, wie sie aus einander folgen, damit ich recht in ihren Verlauf eingreifen kann, und doch auch wissen, daß Gott sie alle in ein und demselben Wurfe schafft, das Kleinste wie das Größte. Wir müssen unsern Gott schaffen und unsern Herrn und einen heiligen Geist in uns, die ganze Dreifaltigkeit, und doch wissen, daß Gott der Herr von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, der erst uns geschaffen hat samt der ganzen Weltgeschichte voll Gottsuchens, und der einst darüber richtet, ob wir ihn in unser Leben schufen. In diesen Spannungen leben wir, oder sollen wir leben, sie sind das volle Leben, sie sind die Form, in der Gott gelebt wird und lebt. — Das ist unsre Weisheit, aber für Etliche unter uns ist es Aberwitz.

2

Ich will noch einen andern Weg zu gehen versuchen, einen, der vielleicht gangbarer erscheint.

Wir haben unsern Glauben, sein Leben, seine Offenbarungen in der Geschichte, sein Verhältnis zu allem andern Leben und Wissen kritisch geprüft und studirt und durchstöbert.

Wozu das alles, wenn nicht dazu, daß wir es besser leben lernen? Wozu alle die kritische Auflösung heiliger Meinungen, die im Laufe der Jahrhunderte, zum Teil auch schon gleich vom ersten Anfang her sich niedergeschlagen haben an allen Gründen des starken Lebens aus Gott, wozu das alles auflösen, als damit wir wieder unmittelbar zu Gott kommen, unmittelbar mit seiner Ewigkeit in Verbindung kommen lernen?

Und ich meine, wer sehen will, kann die Frucht von Alledem sehen, besser: in sich erleben. Wir stehen freier und frischer auf Gottes Boden als viele Generationen vor uns. Vor allem, wir haben eingesehen, daß alle heiligen Dogmen und Gebote nur Veranschaulichungen sind des einfachen Lebens, das Geist aus Gott ist. Wir benutzen Alles das nun in Freiheit. Wir werfen weg, was aus einer Veranschaulichung eine Verdunklung geworden ist, und wir schaffen neue Veranschaulichungen. Frühere Geschlechter haben aus ihren Wanderstäben Krücken gemacht, haben allmählich künstlich das Gehen verlernt. Kräftig auftretende Beine kannten sie allmählich nicht mehr. Es wurden Zierate daraus, die zwischen ihren Krücken schlaff herunterhingen. Wir haben nun wieder langsam angefangen, selbst gehen zu lernen.

Das hat uns alle diese kritische Arbeit genützt: wir sind einfacher, einfältiger, natürlicher geworden. Wir wissen, daß es nicht darauf ankommt, fremdes Leben und fremde Lebensgewohnheiten nachzumachen, sondern selbst zu leben. Man hat uns Suchern neuer Pfade Unnatürlichkeit vorgeworfen. Man hat nicht gewußt, daß es zweierlei Unnatürliche giebt, nämlich die Unnatürlichen, die unter lauter Unnatürlichen lebend sich selbst und den Andern natürlich scheinen, und dann die Unnatürlichen, die unnatürlich scheinen, weil sie leidenschaftlich nach der Natürlichkeit verlangen. Nun sind wir da heraus. Wir scheinen um so unnatürlicher denen, die unnatürlich sind, als wir in Wahrheit natürlicher geworden sind, aber wir sind unnatürlich nur noch, so weit wir mit den Unnatürlichen zusammenhängen, Manche freilich auch insofern, als sie die Spuren eines unnatürlichen Kampfes an sich tragen.

Was wir aber gelernt haben, ist dies: daß Glauben Leben ist, und zwar ein ganz einfältiges, einfaches aber desto mächtigeres Leben aus Kraft heraus, daß dieses Leben deshalb durch sich selbst da ist und nicht durch eine Lehre vom Leben. So wenig das gewöhnliche Leben durch Physiologie erzeugt wird, so wenig das Leben aus Gott durch Theologie.

Und nun sollten wir unser neues, unser befreites, unser endlich wieder natürlich gewordnes Leben mit Gott durch neue Dogmen binden lassen, durch künstliche Berechnungen des Weltplans Gottes und seiner Möglichkeiten?

Ich meine, ebenso natürlich als es ist, ein kräftiges befreites erhöhtes Leben auf einen persönlichen Gott Vater hinauszudeuten, ebenso natürlich ist es, diesen Gott Vater zu bitten auch um täglich Brot und Erntesegen.

Bonus

Verschiedenes

Christliche Geschichtsbetrachtung im Lichte der Mission. Vortrag, gehalten von Professor D. Heinrich Holtzmann auf der Generalversammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins am 21. September 1898 in Frankfurt a. M. Berlin, A. Haack, 1898. 14 S. 0,20 Mk.

Auch unter den Lesern dieses Blattes wird es wohl solche geben, die nicht nur deshalb der „Mission" kühl gegenüberstehen, weil sie die Mühe scheuen, über dieses in der That ausgedehnte Gebiet sich genauer zu informiren, sondern vor allem, weil sie von der Vorstellung beherrscht sind, daß es sich hier um ein Liebeswerk handelt, das mit irgend einem einzelnen Zweig der weit verästeten Innern Mission auf gleicher Linie steht und daher ebensowenig auf allgemeine Beachtung und Förderung Anspruch erheben darf, wie etwa alle möglichen Versuche der Bekämpfung lokaler oder provinzialer Notstände. Lieber als von andrer Seite werden Manche gerade von einem Theologen wie Holtzmann die Belehrung entgegennehmen, daß sie in dieser Schätzung der Mission ihrer Bedeutung nicht gerecht werden. Die Aufgabe, zu zeigen, inwiefern jeder Christ von irgend einer Seite dieser Mission Interesse schuldet, hat sich nun allerdings der Verfasser dieser kleinen Schrift nicht gestellt, wohl aber hat er durch die hier gebotne religionsgeschichtliche und geschichtsphilosophische Würdigung des Christentums auf Grund der Missionsgeschichte uns den großen Dienst geleistet, die Missionsarbeit unsrer evangelischen Kirche nach einer Richtung hin als wertvoll zu erweisen, die leicht hinter andern Gesichtspunkten zurücktritt und doch gerade geeignet ist, den gebildeten Christen für die Verkündigung des Evangeliums unter andern Religionen zu interessiren. Den Mittelpunkt der geistvollen und anregenden Skizze bildet die Rechtfertigung unsers Anspruchs, daß das Christentum die Weltreligion der Zukunft ist.*)

Carl Mirbt

Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi. Von Dr. Gustav Zart. München, C. H. Beck, 1898. 95 S. 1,20 Mk.

Das vornehm ausgestattete Büchlein bietet eine Art Charakterbild Jesu. Es setzt keine theologische Bildung beim Leser voraus; selbst die Seite 85—95 beigefügten Anmerkungen werden, soweit sie nicht bloße Litteraturangaben enthalten, auf allgemeines Interesse rechnen können. Der Verfasser ist ein belesener Mann, weiß die Gefahr, ins Rhetorisirende oder Erbauliche zu verfallen, im ganzen geschickt zu vermeiden — durch die erste Seite möge man sich nicht abschrecken lassen! —; in der Gruppirung der Gedanken und in ihrer von aller Aufdringlichkeit freien Verbindung bethätigt er wirkliche Kunst.

Das menschlich Anziehende an Jesu hat sich Zart zur Beschreibung gewählt, nicht weil er „göttlich-überirdische Eigenschaften und Kräfte" bezweifelte, sondern weil er ihn „als Urbild der Menschheit und als Vorbild, dem nachzuwandeln nicht unmöglich ist," vor Augen stellen möchte, und es dazu einer genauern Untersuchung über das, was Jesus im Verhältnis zu Gott gewesen und was er für uns Menschen geworden ist, nicht bedürfe. Also bewundernde Liebe für Jesus bei solchen, die durch dogmatische Reflexionen abgestoßen werden würden, möchte unsre Schrift erwecken, und ich glaube, daß sie in dieser Richtung geeignet ist, gute Dienste zu leisten. Allerdings unter Vorbehalten. Sehr empfindlich gegen das Dogmatische dürfen die Leser nicht sein, wenn ihnen doch z. B. Seite 18. 31. 84 Jesus als sündloser Träger der großen Sündenlast der Welt geschildert wird, noch weniger eingeweiht in die Zweifel der Bibelkritik, wenn sie Seite 76 in Psalm 90 die Schauer eines Mose wahrnehmen, wenn sie jede Geschichte und jedes Wort der vier Evangelien als gleichwertige Dokumente schätzen sollen. Wird doch sogar ein einzigartiger Grad von Mitleid bei Jesus daraus erschlossen, daß die Evangelisten das Sicherbarmen Jesu mit einem Zeitwort bezeichnen, „das fast nie von einem Andern ausgesagt wird"! Ich würde, auch abgesehen von meinem abweichenden kritischen Standpunkte, Vieles anders als Zart beurteilen; z. B. daß keine Leidenschaft in Jesu wohnt, es sei denn die der Menschenliebe (S. 67), daß er niemals einen Menschen gehaßt und verachtet hat, daß er auch den Vater nicht will richten lassen, sondern ganz Vergebung und Liebe ist (S. 30), sind sehr anfechtbare Sätze, und Jesu Stellung zu Reichtum und Arbeit wird Seite 70. 91 ff. zwar bequem, aber schwerlich zutreffend definirt und mit den wunderlichsten Argumenten gestützt: „Daß Reichtum an sich nicht verwerflich ist, zeigt die hervorragende Rolle, die der reiche(!) Abraham im Jenseits spielt Luk. 16, 19 ff."

Wenn der Titel lautete: Das Vorbildliche in dem Christusbilde der vier Evangelien, so würden wir immerhin dem Essay Zarts unbedingtere Anerkennung zollen und uns über kleine Anstöße wie die Vergleichung Jesu mit Achilles (S. 78) und mit dem zuerst so lebensfrohen, nachher verbitterten Shakespeare (S. 23), gern hinwegsetzen. Ein Mangel bliebe auch dann, daß gerade das, was den Kern dieser Persönlichkeit bildet, zurücktritt, sein Verhältnis zu Gott und zu seinen himmlischen Idealen. „Was Jesus an sich selber war und wie seine Erscheinung in Geist und Wort unmittelbar gewirkt hat," ich dächte auch, was an ihm menschlich anziehend ist, kulminirt so völlig in seiner Frömmigkeit, daß ein Bild falsch werden muß, in dem dieser Grundzug fehlt. Gerade das Anziehendste an der Erscheinung Jesu ist es, was man unwirksam macht, indem man es hinter dem Mantel „rein göttlicher Eigenschaften" und einer übermenschlichen Natur versteckt. Auch das zu lehren ist Zarts Buch sehr geeignet.

Jülicher

Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel, ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aufgaben. Von D. G. Adolf Deißmann. Gießen, J. Ricker, 1898. 33 S. 0,80 Mk.

Ein von dem Verfasser auf der theologischen Konferenz zu Gießen im Sommer 1897 gehaltner Vortrag ist es, der hier, um einige wertvolle Litteraturangaben (S. 28—33) bereichert, gedruckt vorliegt. Wir erhalten da eine durch Klarheit und Gerechtigkeit ausgezeichnete Berichterstattung über die der sprachlichen Erforschung der griechischen Bibel im letzten Jahrzehnt gewidmeten Arbeiten; um deren alttestamentlichen Teil haben vor allem Engländer, Hatch, Redpath, Kennedy, um den neutestamentlichen Deutsche wie Blaß und Schmiedel sich hervorragende Verdienste erworben; sich selber hätte der Autor neben diesen mit mehr Recht als Cremer mit seinem Biblisch-theologischen Wörterbuch der neutestamentlichen Gräcität nennen können. Sodann stellt er fest, was erreicht worden ist: die Beseitigung des Glaubens an ein besondres biblisches oder neutestamentliches Griechisch durch die Vergleichung von Wortschatz, Satzbau und Formenbildung der neutestamentlichen Schriftsteller mit denen in gleichzeitigen Urkunden besonders

*) Der Vortrag eignet sich wie selten einer zur Massenverbreitung unter den Gebildeten und sei in diesem Sinne den Missionsfreunden jeder Gesellschaft und Richtung empfohlen.

der damaligen Volkssprache. Die großen Aufgaben, die es nun aber noch zu lösen giebt, führt er uns schließlich vor die Augen; ich kann seinen Wunsch nur teilen, daß endlich „die üppige Produktionskraft der Ausleger des Alten Testaments auf das unverantwortlich vernachlässigte Gebiet der Septuaginta-Exegese" gelenkt werden möchte.

Gelegentlich pointirt der Verfasser in seinem löblichen Eifern wider alte Vorurteile wohl zu scharf; so weit entfernt, wie es bei ihm Seite 9 erscheint, steht das Dolmetschergriechisch der Septuaginta (unter deren Teilen eben auch große Gradunterschiede bestehen) von dem Griechisch etwa des Paulus doch nicht, und etwas von „Judengriechisch" wird trotz aller Papyrusfunde für Paulus immer reservirt bleiben. Ein Werturteil über das originale Griechisch der Bibel und über das Spätgriechisch insgemein wird ebenso angebracht bleiben; es dürfte doktrinär sein, wenn man ihm das Prädikat „schlecht" in dem hier allein vernünftigen Sinne durchaus abstreiten will: ist etwa das Deutsch des siebzehnten Jahrhunderts nicht „schlecht", an dem der Klassiker des Mittelalters und der Zeit Goethes gemessen? Nur die Relativität aller solchen Urteile gilt es einzuprägen.

Wenn Deißmann die Neubelebung der biblisch-sprachlichen Studien gerade in der Zeit, wo man anfing, das Maß der sprachwissenschaftlichen Vorbildung der gelehrten Berufe zu vermindern, als ein gutes Omen betrachtet, so wünschte ich, daß er Recht behielte. Vorläufig fürchte ich, daß trotz der wertvollen neuen Grammatiken des neutestamentlichen Griechisch von Blaß und Schmiedel die nächste Generation der Theologen noch weniger als die letzte nach solchen Büchern verlangen wird; in einer Zeit, wo die Gemüter von ganz andern praktischen Interessen beherrscht werden, kann es nur eine kleine Gemeinde sein, in der man die biblische Philologie mit Liebe treibt. Gut, wenn die Theologie immer wieder an die Unentbehrlichkeit dieser Freundin gemahnt wird.

Jülicher

Religion und Christentum. Ein Vortrag von Paul Ewald, Professor in Erlangen. Leipzig, Deichert, 1898. 39 S. 0,75 Mk.

Je festern Fuß die „religionsgeschichtliche Methode" in der Theologie faßt, desto wichtiger wird die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Christentum. Ewald versteht unter Religion „das zugleich theoretische und praktische Bejahen, das das Uebersinnliche in Beziehung zu uns setzt und umgekehrt." Ihre Wurzel liegt subjektiv in dem Sehnen des ungestillten Herzens, objektiv in den von außen das Herz erfassenden Eindrücken, und endlich in einer „natürlichen Bezogenheit des Menschenwesens" auf das „Uebersinnliche" — denn ohne diese Bezogenheit würde kein zuckender Blitz, kein Ruf des Gewissens den Gottesgedanken erwecken. Das Wesen des Christentums besteht nicht im monotheistischen oder trinitarischen Gottesbegriff, sondern in den die Versöhnung der Sünder bezweckenden Offenbarungsthaten Gottes; was unser Christentum von allen andern Religionen scheidet, ist also die objektive, in Christi Person auf uns wirkende Heilsoffenbarung. — Das Schriftchen ist warm und schön geschrieben, für alle gebildeten Laien verständlich und wird seines Eindrucks nicht verfehlen. Was über das Christentum darin steht, kann jeder Freund der Christlichen Welt unterschreiben. In der Beurteilung der vor- und unterchristlichen Religionsstufen aber wird das noch der Lösung harrende Problem berührt, ob schon auf ihnen eine wirkliche Offenbarung, ein Handeln Gottes mit den Menschen anzunehmen, ob eine positive Entwicklung zum Christentum hin festzustellen sei. Ewald kann im Rahmen eines Vortrags auf diese Frage nicht eingehn; er giebt ohne Beweis eine verneinende Antwort.

Stephan

Wessenberg und seine Zeitgenossen, Lichtgestalten aus dem Katholizismus des neunzehnten Jahrhunderts. Von Karl Kühner. Heidelberg, Hörning, 1897. 51 S. 0,40 Mk.

Gerade die Badenser haben heute vermehrte Ursache, des liebenswürdigen, feinsinnigen, edeldenkenden und aufopfernden Generalvikars von Konstanz und seines unermüdlichen Wirkens für eine deutsche Nationalkirche, einen gereinigten Katholizismus und gegenseitige Hochachtung zwischen den Konfessionen dankbar zu gedenken. Kühner schreibt einfach, populär, warmherzig, patriotisch. Geschickt verwebt er in die Darstellung kurze Notizen über andre hervorragende Männer, die neben Wessenberg ähnliche Gedanken vertreten: vor Allem Dalberg, Sailer, Wanker, Schinzinger und Hug. Aus Wessenbergs Dichtungen werden reichliche Proben mitgeteilt. In der Einleitung verweilt der Verfasser bei dem idealen Verhältnis, das zu Anfang unsers Jahrhunderts zwischen den Konfessionen bestand, und teilt neben andern Zügen als ihm aus zwei Fällen bekannt und verbürgt mit, daß evangelische Konfirmanden in der Diaspora, die wegen allzu großer Entfernung den Unterricht in der Muttergemeinde nicht besuchen konnten, vom katholischen Ortspfarrer nach dem evangelischen Katechismus unterrichtet wurden, um dann in der evangelischen Muttergemeinde konfirmirt zu werden. Das klingt allerdings wie ein Märchen und ist unsers Erachtens doch ein Beweis dafür, daß das berechtigte Sonderbewußtsein der Konfessionen damals zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden war. Daß Kühners Schriftchen, wie Seite 4 angedeutet wird, in einer „Sammlung von Lebensbildern aus der evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens" erschienen, hätte übrigens im Titel oder auf dem Umschlag gesagt werden können. Trotzdem wir durchaus geneigt sind, „die für die freie Geistesrichtung im Katholizismus maßgebenden Persönlichkeiten vom evangelischen Standpunkt aus zu würdigen" und ihnen jegliche Hochschätzung angedeihen zu lassen, scheint uns ihre Aufnahme in jene „Sammlung" doch als kaum zu rechtfertigender Synkretismus.

Gustav Krüger

Bischof Johann Augusta und Philippine Welser. Von H. Krüger Herrnhut, Winter, 1897. 30 S. 0,50 Mk.

Der Bischof der böhmischen Brüder, Johann Augusta (geb. 1500, gest. 1570), hat sechzehn Jahre lang für seinen Glauben im Gefängnis geschmachtet. Auf dem Schlosse Bürglitz, auf dem man ihn seit 1547 gefangen hielt, lebte seit 1559 auch Philippine Welser, gleichfalls leidend für eheliche Liebe und Treue. Sie hat sich für Augusta mitleidsvoll verwendet. Krüger sucht die Schicksale der Beiden uns näher zu bringen. Wer von Augusta nichts weiß, mag zu dem Vortrag greifen. Er wird aber nach der Lektüre schwerlich die Ansicht des Verfassers unterschreiben, der sich auf Seite 4 das Urteil Zinzendorfs aneignet, wonach Augusta der „importanteste," d. h. der bedeutendste Mann seiner Zeit gewesen ist. Längere Proben aus Briefen Augustas sind in den Text des Vortrages eingeflochten.

Gustav Krüger

Des Kaisers Rede in Damaskus. Am 9. November hat die Stadt Damaskus unserm Kaiserpaar zu Ehren ein Festmahl veranstaltet. Dabei hat das Oberhaupt der Stadt unserm Kaiser versichert, er habe durch seinen Besuch beim Sultan sich nicht nur die Dankbarkeit der Ottomanen, sondern auch die begeisterte Liebe von dreihundert Millionen Muhammedanern erworben, die zu dem Kalifen als ihrem geistlichen Oberhaupt emporblicken. Wilhelm II. hat sein Erwiderungswort damit geschlossen, daß er sagte: „Mögen der Sultan und die dreihundert Millionen Muhammedaner, die auf der Erde zerstreut lebend in ihm den Kalifen verehren, versichert sein, daß in allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund ist."

Was hat unser Kaiser da gethan! Er hat sich nicht begnügt, in der Versicherung seiner Freundschaft mit dem Kaiser des ottomanischen Reiches fortzufahren, sondern er hat den Sultan als das Oberhaupt der muhammedanischen Religionsgemeinde gegrüßt und allen Gliedern dieser Religionsgemeinde seine ewige Freundschaft zugesagt.

Wahrlich, diese Jerusalemsfahrt hat den Evangelischen in Deutschland, die tiefer empfanden, manchen schweren Augenblick bereitet. (Wozu ausdrücklich bemerkt sei, daß die Schenkung der Dormition de la Sainte Vierge an die deutschen Katholiken von uns nicht anders angesehen wird denn als eine kluge und gerechte Handlung.) Aber harten Anstoß bereitet uns die Huldigung gegenüber dem Islam und seinen Bekennern, die unser Kaiser in Damaskus ausgesprochen hat.

Die Stunde ist noch nicht da, von unsers Kaisers Orientfahrt das Fazit zu ziehen. Nicht einmal die Nachrichten, die wir bisher von den wirklichen Vorgängen haben, genügen uns zur Bildung eines besonnenen letzten Urteils. So hatten wir vor, fürs erste zu schweigen. Aber dem Kaiserworte von Damaskus gegenüber müssen wir ohne Zaudern aussprechen, daß wir ihm hierin nicht folgen können. Die evangelische Christenheit in Deutschland wird sich mit den Christen des Orients trotz aller ihrer Schwächen und Fehler immer ganz anders verbunden wissen als mit den Bekennern des Islam.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Kirchennot in Deutsch-Ost-Afrika.

Schon lange ist für die Evangelischen in Dar-es-Salam, der Hauptstadt unsrer Kolonie, der Bau einer evangelischen Kirche als dringendes Bedürfnis anerkannt. Die katholische Gemeinde, bei weitem kleiner, besitzt drei Gotteshäuser. Der evangelische Gottesdienst wird in einem kleinen Raume, der früher als Krankenbaracke diente, abgehalten; die Missionskapelle mit ihren zwanzig Sitzplätzen reicht längst nicht mehr aus. Alle Bemühungen, die Baugelder aus öffentlichen Mitteln zu erlangen, sind fehlgeschlagen. Die seiner Zeit von den zuständigen Behörden entworfenen und von Sr. Majestät genehmigten Baupläne erfordern einen Kostenaufwand von rund 150000 Mark. Zur Deckung ist zunächst eine allgemeine Kirchenkollekte in Aussicht gestellt. Ihr voraussichtliches Ergebnis wird indessen bei weitem nicht zur Bestreitung der Kosten reichen. Wir sind deshalb auf private Sammlungen angewiesen. Zu diesem Zwecke hat sich hier ein Kirchenbauverein gebildet. Vorläufige Sammlungen in der Kolonie haben bereits rund 10000 Mark ergeben. Zur Aufbringung des Restes wenden wir uns vertrauensvoll an die Opferwilligkeit unsrer Landsleute in der Heimat mit der Bitte, auch an ihrem Teile durch Beiträge ein der evangelischen Gemeinde würdiges Gotteshaus bauen zu helfen.

Beiträge, über deren Empfang öffentlich quittirt wird, nimmt die Redaktion dieses Blattes entgegen.

Dar-es-Salam, November 1898.

Der geschäftsführende Ausschuß des Kirchenbauvereins.

Ebermaier, Oberrichter; von Beringe, Prem.-Leutnant; Häberle, Vorst. d. Kalkulatur; Schultz, Bierbrauereibesitzer; Roloff, Pfarrer.

Goßners Mission

befindet sich abermals **in peinlichster Verlegenheit.** Seit Monaten schon ist die Unterstützung der heimischen Missionskreise in dem Grade hinter den Bedürfnissen unsers Werkes zurückgeblieben, daß wir uns genötigt sahen, auch die letzten unsrer freiverfügbaren Kapitalien aufzuopfern. Abgesehen von den Nachwehen der indischen Hungersnot,

ist es **hauptsächlich durch das Wachstum unsrer Mission** (neue Stationen, mehr Missionare, eingeborne Helfer, Schulen, Christen) geschehen, daß wir uns in neuen, schmerzlichen Schwierigkeiten befinden. Jetzt können wir nicht mehr weiter, wenn die oft bewährte Liebe unsrer Freunde uns nicht **mit aller Kraft zu Hilfe kommt.** Wir zweifeln nicht daran, daß die deutsche evangelische Christenheit dessen eingedenk sein wird, daß sie in der Goßnerschen Kolsmission eines der ältesten und blühendsten Missionsfelder besitzt, das unter keinen Umständen vernachlässigt werden darf, soll nicht das Heidentum dort wieder aufleben oder Muhammed und Rom die Ernte einheimsen. Große Aufgaben sind uns durch das erneute Kommen Tausender von Heiden zu unsern Missionaren gestellt. Etwa 46000 Getaufte und Taufbewerber aus Kols und Hindus sind uns zur Pflege anvertraut, und eine ganz neue Landschaft (Biru) hat sich in überraschender Weise dem Wirken unsrer Brüder aufgethan. Wo der Herr der Kirche so viel Segen giebt, muß auch von den Seinen viel gethan werden, den Segen zu erhalten.

Dringend und innig rufen wir daher in unsrer schweren und drückenden Lage alle unsre Freunde auf, um des Herrn willen, der uns und alle Heiden **teuer** erkauft hat, unsrer Mission mit reichlichen Gaben der Treue und Liebe zu Hilfe zu eilen. Er selbst, unser Herr und Gott, gedenke mit Barmherzigkeit aller, die an Goßners Mission Barmherzigkeit gethan! **Gaben** bitten wir zu senden unter der Adresse: **„An die Goßnersche Mission, Friedenau-Berlin, Handjerystr. 19/20.“**

Das Kuratorium der Goßnerschen Mission

Freunde der Christlichen Welt
Versammlungen

Frankfurt a. M.: 5. Dezember, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Das Alte Testament in den Reden Jesu.

Magdeburg: Vierteljahrsversammlung: 23. November, pünktlich 3 Uhr nachmittags, Münchener Hofbräu, Hasselbachstr. 1: 1. Der Weg zum christlichen Glauben. 2. Bericht über Eisenach.

Mark Brandenburg. Donnerstag den 24. November abends 7 Uhr, Berlin, Viktoriasäle, Leipziger Straße 134: 1. Die Bedeutung des Geschichtsbildes Jesu für unsern Glauben; 2. Unsre Vertretung in der Presse.

Totenfestpredigt.

Frohe Botschaft
von
Past. **Keller, Düsseldorf**
zum Verteilen auf Friedhöfen besonders geeignet, pro

1000 Expl.	Mk.	5.—	portofrei
500 „	„	3.50	
200 „	„	2.—	
100 „	„	1.—	

sind zu beziehen durch **Ernst Röttgers Buchhandlung, Cassel.**

Probenummern liefern wir auf Wunsch gratis und franko für einige Zeit.

Verlag von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg i. E.**

Ueber den Wert der Todeserinnerung
für unser inneres Leben
von
Professor **D. Julius Smend.**
Preis Mk. —.60.
Ein überaus interessanter Vortrag, der auf Wunsch der zahlreichen Hörer desselben dem Drucke übergeben wurde.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Soeben ist erschienen:

Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel.
Ein Handbuch zur Einführung in das philos. Studium der neuesten Zeit
von Dr. phil. **Otto Siebert.**

VIII, 496 S. gr. 8. Preis geh. M. 7.50; in Leinwandbd. Mk. 8.50.

Prof. Dr. **Eucken** in Jena schreibt: „Dieses Buch glaube ich aus bester Ueberzeugung empfehlen zu können. Unsrer Litteratur fehlt ein solches Werk, es ist ein unbestreitbares Bedürfnis. — — — Die Arbeit ist mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht, sie zeigt auch, bei aller Zurückhaltung längerer Reflexionen, eine eigene wohlerwogene Ueberzeugung und ein selbständiges Urteil.“

Thee Souchong, Congo, Pekoe, sowie sachgemäße **Mischungen** empfiehlt und versendet
Alfred Böhm, Stuttgart.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Für ein gebildetes, in den fünfziger Jahren stehendes Fräulein, das sich in verschiednen Stellungen bewährt hat, jetzt aber ohne eignes Verschulden in drückendste Lage gekommen ist, wird Stellung gesucht: selbständige Führung eines städtischen oder ländlichen Haushalts, bei leidender Dame oder dergl.

Verein für Hausbeamtinnen,
Frankfurt a. M., Kaiserhofstraße 14.

Für Weihnachtsfeiern

Soeben erschien bei uns in 2. Aufl.:
Christnacht.
Ein Weihnachtsspiel fürs deutsche Volk
von **M. Hennig.**
40 Pf. 10 Ex. M. 4.—
Vorzüglich besprochen in den angesehensten Zeitschriften. Selbst in ländlichen Vereinen leicht aufführbar.

Müller, Past. Ed., **Weihnachtsspiel I/II.**
I **Die heilige Nacht.** 6. Aufl. 70 Pf.
II Die Weisen vom Morgenland. 2. Aufl. 80 Pf.
Die Müller'schen Weihnachtsfestspiele sind weit und breit bekannt, werden aber gern immer wieder von Neuem zur Darstellung gebracht.
Buchhandlung des **Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin** C 22, Sophienstr. 19.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Ein Katechismus der Moral und Politik für das Deutsche Volk.
Zweite Auflage.
Preis broschirt Mk. 3.60,
elegant gebunden Mk. 4.80.

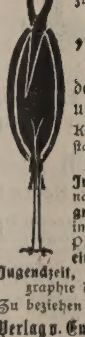
Soeben erschienen:
Jugenderinnerungen
eines alten Mannes.
(Wilhelm von Kügelgen.)
Billige Geschenkausgabe.
512 Seiten stark; hochelegante Ausstattung.
Preis geheftet Mk. 2.—;
gebunden in Ganzleinen Mk. 2.50.
Verlag von **Richard Wöpke, Berlin W. 8,** Mauerstr. 26.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!
Bunte Bilder
aus dem
Schlesierlande.
Herausgegeben vom Schlesischen Pestalozzi-Verein.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
472 S. in gr. 8°, mit 160 Illustr., 2 Kartenskizzen und einem Porträt der Deutschen Kaiserin.
Preis geheftet Mk. 4.50,
in Prachtband Mk. 6.—.
„Ein außerordentlich unterhaltendes, vielseitig anregendes Buch, das **vorzüglichste Weihnachtsgeschenk.**“
Verlag von **Max Woywod, Breslau VIII,** Klosterstr. 3.

Quer durch Sibirien
von
Dr. Bernhard Schwarz

Elegant gebunden 5 Mark. Porto 30 Pfg.
In Bamberg (Handelsdruckerei) erschien soeben dieses hochinteressante Reisewerk mit Karten und Original-Illustrationen. Der bekannte Weltreisende Pfarrer Dr. Schwarz schildert in humorvoller Form seine zentralasiatischen Erlebnisse auf der transsibirischen Bahn, dem Baikalsee, seine Amurfahrten ꝛc. bis zum Japanischen Meere. **„Quer durch Sibirien“** gehört in jeden Salon und in jede Bibliothek und ist ein hervorragendes Geschenkwerk für die reifere Jugend.

Das sinnigste Paten-Geschenk
am Tauf- od. Geburtstage, Weihnachtsfeste u. s. w., sowie jederzeit **das reizendste Geschenk für junge Eltern** ist das von Elternhand auszufüllende Gedenkbuch



„Unser Kind“
Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren unsere (Name des Kindes).
Künstlerische originelle Ausstattung. Prachtband mit Goldschnitt 4 M.
Im Einbanddeckel Raum f. e nach außen sichtbare **Photographie des betr. Kindes** u im Text 3 Kartonblätter für Photographieen. **Ausgefüllt, eine liebe Erinnerung an die Jugendzeit,** gleichsam eine kleine Biographie der ersten Lebensjahre.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag v. Emil Behrend in Wiesbaden.

Christrosen. Reich illustrierte, vorzügl. Jugendschriften **Farbige Vollbilder,** 32 Seiten, jedes Heft 10 Pfg. Partieen billiger. Neue Serie erschienen **M. HOLLAND, STUTTGART.**

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in
Cigarren
u. **Rauchtabaken**
hält sich die
Tabak-Industrie der Berl. Stadtmission
Berlin SW.,
Johanniterstr. 6,
bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.
Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

In meinem Verlage ist erschienen:

Geschichte der Philosophie.

Von

Dr. **W. Windelband,**

Professor an der Universität zu Strassburg i. E.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erste Lieferung. Lex. 8. Mk. 3.—.

Das Werk erscheint in 4 Lieferungen.

Unter der Presse:

R. Rothe's Theologisches System

dargestellt und beurteilt von

D. **H. J. Holtzmann,**

Professor der Theologie in Straßburg.

Preis ca. Mk. 5.—.

Ich erlaube mir, auf dieses hervorragende Werk jetzt schon aufmerksam zu machen. Der Herr Verfasser giebt hier nicht nur eine vollständige und lichtvolle Darstellung des theologischen Systems Richard Rothe's, sondern er legt in dem Werke zugleich seine eigenen theologischen Grundanschauungen nieder.

Verlag von Eduard Anton in Halle a. S.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeines Deutsches Perikopenbuch.

Sammlung der in Deutschland jetzt kirchlich vorgeschriebenen Perikopenreihen mit ausführlicher Inhaltsangabe: Nebst Anhang von amtlich gestatteten, jetzt ungebräuchlichen oder ausländischen Reihen, herausgegeben mit amtlicher Unterstützung.

Gr. 8°. VIII. 448 S. 1892.

Geh. Mk. 6.—.

Hier erscheinen nun sämtliche in Deutschland geltenden offiziellen Perikopenreihen in bewundernswerter Vollständigkeit und übersichtlicher Ordnung. Durch einige beigefügte Stichworte ist man auch ohne Bibelaufschlagen sofort über den betreffenden Text orientirt, hat also die Sache leicht.

Theol. Litteraturber. (Bertelsm.) 1892 Nr. 4.

Neues Testament

griechisch, mit kurzem Commentar nach de Wette. (Der kleine de Wette.) 1887. I. Bd.: **Die vier Evangelien u. die Apostelgeschichte.** 39 Bg. gr. Lexikon-Format. Mk. 13.—. 1885. II. Bd.: **Briefe u. Apokalypse.** 48 Bg. gr. Lexikon-Format. Mk. 15.—.

Zur Erleichterung der Anschaffung werden in einzelnen Heften abgegeben:

Band I: 1) **Matthäus.** Mk. 3.60. 2) **Markus u. Lukas.** Mk. 3.60. 3) **Johannes.** Mk. 3.60. 4) **Apostelgeschichte.** Mk. 2.20.

Band II: 5) **Römerbrief.** Mk. 2.20. 6) **Korintherbriefe.** Mk. 2.60. 7) **Briefe Pauli, von dem an die Galater bis zu denen an die Thessalonicher inklusive.** Mk. 3.—. 8) **Pastoralbriefe und Hebräerbrief.** Mk. 3.—. 9) **Katholische Briefe.** Mk. 2.20. 10) **Offenbarung Johannis.** Mk. 2.—.

Es ist vorzüglich geeignet, die Studirenden in das Verständnis des Neuen Testaments einzuführen und auch dem vielbeschäftigten Pfarrer die hochwichtige Benutzung des Urtextes fruchtbar zu machen.

Litter.-Bericht für Theologie. 1888, Nr. 10. 11.

P. Dr. Siedel, Religions-Unterricht

in der Fortbildungsschule, zugleich Hilfsbuch für den Konfirmanden-Unterricht, auch für Leiter von Jünglingsvereinen. Amtlich empfohlen.

III. Auflage. Preis Mk. 2.75.

Justus Naumann's Buchhandlung,

DRESDEN- Wallstr. 6.

Kaisertage in Jerusalem

Momentaufnahmen des Einzugs.

Die **Erlöserkirche** im **Festschmuck** (außen u. innen).

Das **kaiserliche Zeltlager u. a. m.**

Bildgröße 22 × 28 cm. Aufgezogen je 3 Mk.

Verzeichnisse kostenlos.

Kunstverlag Bruno Hentschel, Leipzig, Roßstr 9.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Homiletisches Handbuch

zu den neuen gottesdienstlichen Lektionen der Preußischen Landeskirche.

I. Teil:

Advent bis Trinitatis.

Bearbeitet von Mitgliedern des Schlesischen Pfarrvereins und herausgegeben von

P. Lic. theol. Eberlein und **P. Ernst Bunke.**

$36\frac{1}{2}$ Bg. gr. 8°. Mk. 7.—.

Während es für die alten Perikopen Dutzende von Hilfsmitteln giebt, hat es bisher an solchen für die gesamten neuen Lektionen gänzlich gefehlt. Den Herren Geistlichen der Preußischen Landeskirche wird daher das Erscheinen obigen Werkes, welches rechtzeitig zum Advent in seinem ersten Band vorliegt, höchst willkommen sein. Band II erscheint nach Ostern 1899.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der

Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin C. 22, Sophienstr. 19.

In **Fr. Frommann's Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

360 S. 8°. Brosch. M. 6.—.

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

157 S. 8°. Brosch. M. 1.80.

Handbuch der natürlich-menschlichen Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431. S. 8°. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

D. Rich. Rothe's nachgel. Predigten.

3 Bde. (1214 S. in Großoktav.) Mit Lebensbild von Professor Schenkel. **Statt M. 18.— für nur M. 9.—.**

Solange der Vorrat reicht!

Hans Friedrich, Verlag, Carlshorst-Berlin.

Pianinos, von ℳ400.— an. **Harmoniums,** von ℳ70.—an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Portrait- Vergrösserungen nach jeder Photogr. in künstl. Ausführung. ½ Lebensgr. v. Mk. 8.50 an. Verlangen Sie Prosp. **Gebr. Schmidt, Kunsthdl., Hannover I.**

Auf Ihren Wunsch bezeuge ich Ihnen gern, dass ich mit dem gelieferten Bilde sehr zufrieden bin. Meine Frau und ich finden, dass die Aehnlichkeit eine frappante ist.

Hochachtungsvoll

Hannover. **Marhenke,** Postsekretair.

Verlag von **Dörffling & Franke** in **Leipzig.**

Weber, Dr. Ferd., Jüdische Theologie auf Grund des Talmud und verwandter Schriften gemeinfasslich dargestellt. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von **Franz Delitzsch u. Georg Schnedermann. Zweite, verb. Aufl.** Preis Mk. 8.—. Eleg. geb. Mk. 9.20.

Vom „Evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium zu Dresden" ging dem Herausgeber Prof. Dr. Schnedermann nachstehendes Schreiben zu: „Indem das unterzeichnete Landeskonsistorium Ihnen seinen Dank ausspricht für die Uebersendung des von Ihnen aufs neue herausgegebenen wertvollen Werkes von Dr. Weber: „Jüdische Theologie etc.", erkennt es auch seinerseits die hervorragende Bedeutung an, welche dasselbe für die Gewinnung eines tieferen Verständnisses des Neuen Testamentes und seiner Voraussetzungen im Bewusstsein des jüdischen Volkes hat, und erachtet daher das Studium desselben von Seiten der Theologen zwar nicht als „unerlässlich" und „unentbehrlich", aber als förderlich für die wissenschaftliche Vertiefung und Bereicherung in der gedachten Richtung. Wenn nun auch das Landeskonsistorium um der Konsequenzen willen gegenüber anderen bedeutsamen litterarischen Erscheinungen Bedenken tragen muss, das gedachte Werk ausdrücklich in seinem Verordnungsblatt den Geistlichen zu empfehlen, so ermächtigt es Sie doch, von dem im Vorstehenden gefällten anerkennenden Urteil Gebrauch zu machen."

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig